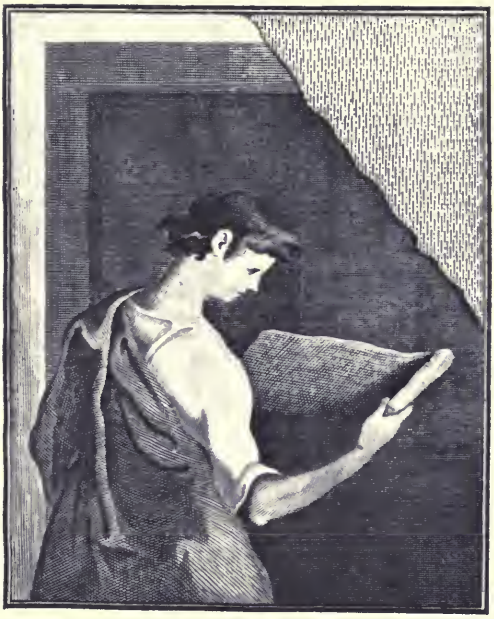


THE J. PAUL GETTY MUSEUM LIBRARY

Mitteilungen

aus dem germanischen Nationalmuseum,

herausgegeben vom Direktorium.

Jahrgang 1892.

Mit Abbildungen.

N
2350
M68
1892

Nürnberg, 1892.

Verlagseigentum des germanischen Museums.

THE J. PAUL GETTY CENTER
LIBRARY

Trincierbücher des 17. Jahrhunderts [1]).

Das Rittertum hatte bereits seine höchste Blüte erreicht, als die erste deutsche Hof- und Tischzucht erschien. Für Kreise berechnet, deren Mitglieder von Jugend auf zu höfischer Zucht angeleitet wurden, in denen ein Verstofs gegen die Etikette, besonders bei Tische, strenge Bestrafung seitens des überwachenden Truchsessen fand, zeigt sie verhältnismäfsig milde Formen; die Vergehen, vor denen sie als unhöfische warnt, sind, wenn auch nach modernen Begriffen überraschend, so doch für die damalige Zeit leicht begreiflich. Als aber mit dem Verfalle des Rittertums der Bürgerstand mehr in den Vordergrund trat, als auch er zu einem höfischen Wesen sich emporarbeiten wollte, mufsten die Tischzuchten, da sie mit einem wenig vorbereiteten Publikum zu rechnen hatten, eine auf gröbere, den Kreisen der ritterlichen Minnesinger unerhörte Dinge eingehende, schärfere Form annehmen. Sie gehen zwar alle, obwol sie uns erst aus dem 14. und 15. Jahrhunderte erhalten sind, indirekt auf Thomasin von Zirklaria zurück, zeigen aber in ihren Erweiterungen und Umarbeitungen auf Schritt und Tritt, dafs sie für ein gröberes Holz gefertigt worden sind. — Und wieder verschiebt sich ihre Aufgabe mit den Änderungen der sozialen Verhältnisse. Während der höhere Bürgerstand, das Patriziat, in vornehmer Abgeschlossenheit zu einer verfeinerten Lebensweise durchgedrungen

1) Es sind nur die im Besitze des germanischen Museums befindlichen Trincierbücher berücksichtigt worden. — Das Wort Trincieren, Trinciren (vom ital. trinciare = vorschneiden, die Speisen zerlegen) dringt erst mit den Trincierbüchern im 17. Jahrhunderte in Deutschland ein. Im 16. Jahrhunderte ist es noch nicht gängig, man wendet die deutsche Bezeichnung »zerlegen«, »vorschneiden«, »zerschneiden», auch blos »schneiden« an, welch letzteres mhd. allein gebräuchlich ist. (Benecke-Müller mhd. WB. 2^2, 437 b. — Colloquia et Dictionariolum septem Linguarum etc. Antverpiae. 1586. in »W. Seibt, Notizen zur Culturgeschichte der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts etc. Frankfurt a. M. 1874, S. 42 u. 44: *zerschneidet die veldthuner; schneidet mir Fleisch: trenchez moy de la chair.* — Brant, de moribus et facetijs mense (1490), Bl. 5 b: *Und schnid das dinem herren fur.* ibid. *Ob ander speisen ouch sey not | Das mans zerteil, glich wie dem brot | Volbring din zucht, zerschnyd das vin.* — Grobianus (Ausg. Milchsack) v. 3428: *Er dacht, sol ich das Hün zerlegen, | All meine Künst musz ich da regen;* v. 3531: *(Dann wie sies soll zertheilet hon, | Wie sich nach hoffzucht das gehört, | Das war die gůt Fraw nit gelert..).* Doch kann die italienische Form sich nicht behaupten gegenüber der französischen, welche noch im 17. Jahrhunderte sich Geltung verschafft, Mischformen hervorruft und im 18. alleinherrschend ist. c. 1680, *Trenchier-Buch* S. 4: *Trenschierer;* Thieme, Haus-Feld-Arzney-Koch-Kunst und Wunder-Buch. 1682: *Vom Trinchieren;* Stieler, der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs. 1691, 1117: *Trinschiren;* Marperger, Küch- und Keller-Dictionarium. 1716. S. 1259 b f.: *trenchiren;* Kramer, das Königliche Nider-Hoch-Teutsch und Hoch-Nider-Teutsch-Dictionarium. 1719. II, S. 214 b: *transchiren.*

ist, macht sich seit dem 15. und besonders dem 16. Jahrhunderte in den wolhabenden Handwerkerständen, in der Studentenschaft und unter den Bauern, zumal dort, wo der Einzelne nach wildem Landknechtsdienste in die Heimat zurückkehrt, eine unmäfsige Schlemmerei und »Säuerei« geltend, gegen welche die althergebrachte Tischzucht machtlos war. Sie nimmt eine neue Gestalt an: mit den Waffen der Satire und des Spottes sucht sie die Untugenden zu bekämpfen; es entsteht die Grobianuslitteratur, deren Anfänge noch ins 15. Jahrhundert fallen, die ihren Höhepunkt um die Mitte des 16. Jahrhunderts erreicht und das ganze 17. in Neudrucken und Umarbeitungen überdauert. Die letzte kurzgefasste Prosaausgabe des »Grobianus«, welche das germanische Nationalmuseum besitzt, stammt aus dem Jahre 1710 und ist der alamodischen Hobel-Banck von Waarmund beigedruckt (Bibliothek d. g. M. Gs. 2044 d). Neben den Grobianusschriften halten sich ernstgemeinte Tischzuchten, die jedoch nicht mehr zu gröfserer Bedeutung gelangen, da an ihre Stelle eine neue Erscheinung tritt. Schon das ausgehende 16. und vornehmlich das 17. Jahrhundert bringt eine bunte Reihe von Komplementier- und Zuchtbüchlein und neben ihnen oder mit ihnen verbunden das Trincierbuch, welche beide aber, entgegen der Grobianuslitteratur, für die feinere Gesellschaft bestimmt sind. Hier waren die Vorschriften der alten Tischzucht längst aus dem Rahmen des Zeremoniells herausgerückt und ein notwendiges, selbstverständliches Glied des gesellschaftlichen Anstandes geworden — die aus Italien kommende Trincierkunst dagegen tritt, wie meist eine neue Sitte in der ersten Zeit, zunächst durchaus zeremonienhaft bei Tafel auf.

Im früheren Mittelalter geschah das Trincieren in der Küche, war Aufgabe der Dienerschaft, welche die zerlegten Speisen den einzelnen Tischen zutrug. Selten nur finden wir ein Vorschneiden bei Tafel selbst durch ein Mitglied der Gesellschaft erwähnt (Rudlieb VII, 1; XI, 15). Erst zur Zeit der Minnesänger tritt die Person des Vorschneiders, jedoch auch nur vereinzelt an fürstlicher Tafel in den Vordergrund (K. Bartsch, Gesammelte Vorträge und Aufsätze S. 243. A. Schultz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, 2. Aufl. Bd. I, S. 424 f. A. Pabst, Messer, Gabel und Löffel in Pallas VIII. Jhg., Nr. 3 u. 4) Geflügel legt man sich meist gegenseitig vor unter Beobachtung der Galanterie und der gesellschaftlichen Rangstufen. Eine weitere Ausbildung nach der zeremoniellen Seite hin erfährt die Trincierkunst bei Tafel in der nächsten Zeit nicht. Im 16. Jahrhunderte legt man bereits grofses Gewicht auf gutes und vorschriftsmäfsiges Trincieren, auch in Bürgerkreisen, doch wird es selbst einer Edeldame noch nicht sehr verargt, wenn sie mit einem Hechtkopfe nicht umzugehen versteht (Scheidts Grobianus, Ausg. Milchsack, v. 3520 ff.) Auch vollzieht sich allmählig, der steigenden Bedeutung der Trincierkunst entsprechend, eine Umwandlung dahin, dafs es gröfsere Ehre ist, zum Vorschneiden aufgefordert zu werden, als selbst vorgelegt zu bekommen. — An Fürstenhöfen waren Tranchiermeister angestellt, welche die Edelknaben im Vorschneiden zu unterrichten hatten. — Man benutzte in Deutschland zum Vorschneiden gewöhnlich zwei Messer, ein spitzes, schmaleres, zum Festhalten des Bratens und ein breiteres zum Schneiden. Mit dem ersteren reichte man auch die zerlegten Stücke den Gästen zu. Zur Anschauung wiederholen wir die Abbildungen zweier Vorlegmesser des 15. Jahrhunderts aus den Sammlungen des germanischen Museums, welche im Anzeiger

für Kunde der deutschen Vorzeit, n. F. Band 30, S. 322 bereits gegeben und beschrieben wurden. — Die Ausbildung der Trincierkunst und ihre Verbreitung während des 17. Jahrhunderts lehren uns die Trincierbücher.

Im Jahre 1601 erschien in Rom das erste Trincierbuch, dessen Verfasser Giacomo Procacchi aus Ancona ist. Aus seiner Vorrede erfahren wir, dafs die Trincierkunst um jene Zeit in Italien bereits weit verbreitet war, dafs der Verfasser selbst die hauptsächlichsten Städte seines Heimatlandes bereist, dort seine Beobachtungen gemacht und diese in seinem Buche auf »inständiges Anhalten« vornehmer, römischer Hofschranzen und adeliger Studenten niedergelegt hat. Auch von deutschen »Trincianten« weifs er Einiges im 3. Kapitel zu berichten: »Vnd ob wol die Trincianten in Deutschland, wie ich mir von dessen Einwohnern sagen lassen, mehr und gröfsere instrumenta zu ihren vorlegen gebrauchen sollen.. Als bleiben wir billich auf unser alten.. manier« — und diese Manier wurde, wie die deutschen Trincierbücher lehren, überall in Deutschland eingebürgert, mit der dem 17. Jahrhunderte eigentümlichen Sucht nach Fremdländischem nachgeäfft. Doch ist zu bemerken, dafs dieser Brauch nur in den vornehmen Kreisen Platz hat. — Ich habe den Wortlaut aus Procacchis Werke nach der Übersetzung angeführt, welche im Jahre 1620, also verhältnismäfsig spät nach der römischen Ausgabe, durch den Buchhändler Henning Grofs den Jüngeren in Leipzig besorgt und von dem sächsischen Maler Andreas Bretschneider mit Kupfern geziert wurde (Bibl. d. g. M. Gs. 1263).

Der vollständige Titel lautet: »Trincier | Oder Vorleg-Buch, | Darinnen berichtet wird, | Wie man allerhand gebratene | vnd gesottene Speisen, so auff Fürst- | liche und andere Taffeln getra-

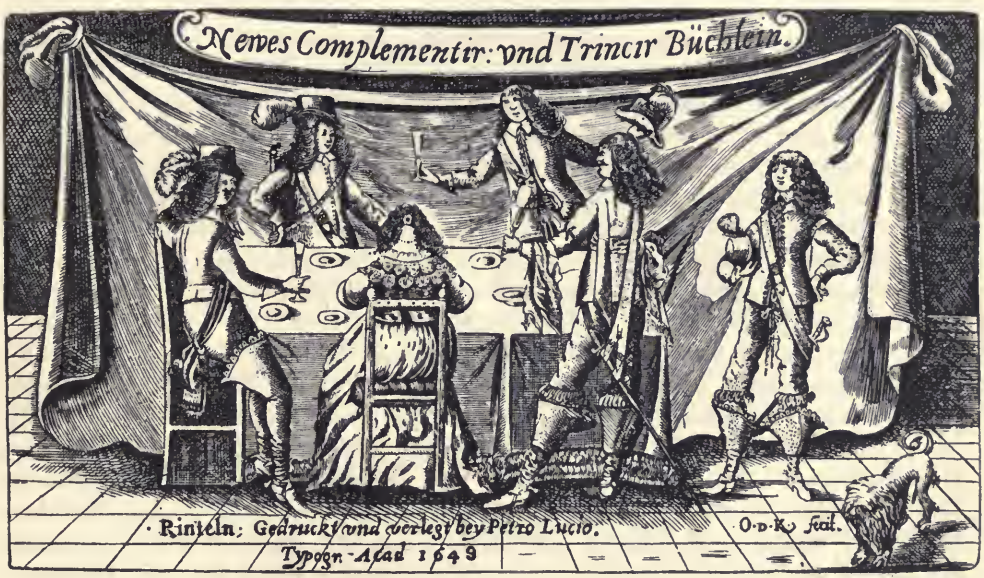
gen werden mögen, | Nach Italianischer, vnd vornemlich Romanischer | Arth, anschneiden, vnd auff der Gabel zierlich | zerlegen soll. | Vor dessen, von Giacomo. Procacchi. | In Italianischer Sprach beschrieben. | An jetzo aber | In das hochdeutsche trewlichen versetzet, vnd | mit den signirten Kupfferstichen auffs best vnd | fleissigste geziert, etc. | Leipzig, | In Verlegung Henning Großen des Jüngern | Buchhändlers. | Im Jahr M. DC. XX.« (2°. 8 u. 70 Seiten. 17 Kupfertafeln.) In der Einleitung erklärt uns Grofs, weshalb er das Bnch habe übersetzen lassen: »zumal weil dessen Contenta, alß das Vorschneiden an der Gabel, nicht allein an Fürsten vnd Herren Höfen, sondern auch bey Adel vnd Vnadel, heute zu tage sehr gebräuchlichen were.« Alle fürstlichen »Tafelschneider«, deren Meinung er über seinen Plan eingeholt hat, haben demselben lebhaft beigestimmt. Den »politischen Hoffleuten, vnd löblichen Studenten« wird das Buch ganz besonders empfohlen.

Der Inhalt beschäftigt sich zunächst mit der Person des Trincierers, und es wird verlangt, dafs er »eine von Natur thätige und hurtige Person, nemlichen, wol proportionirtes Leibes, guter gerader langen Armen, leichter und nicht schwerer Hände sey, Auch dafs er beyde Arme zu gebührender zeit zierlichen zuheben und zulegen wisse, Ingleichen dafs er zu den motionibus im schneiden sich nur der zweyen fördersten gelencke an Händen, da die Pulsse schlagen, gebrauche, und unter deß die Arme mit ihren Ellebogen ruhen lasse, und welches sonderlich abschewlich stehet, sie nicht weit vom Leibe hindan sperre etc.« Alle späteren deutschen Trincierbücher haben dieses Verlangen aufgenommen und leiten es stets mit der Redensart ein: »Weil des Trincianten Ampt, an Fürstlichen Höfen nit das geringste, sondern unter die fürnembsten gerechnet wird, soll derselbe entweder vom Adel, oder sonsten gutes Herkommens .. seyn.« Dieses Gewichtlegen auf gute Figur, kräftige Arme und geschickte Hände wird verständlich, wenn man bedenkt, dafs alle kleineren Braten, zu denen das Spanferkel, der Kalbskopf, Nierenbraten, Gans etc. noch gerechnet werden, in freier Luft auf der Gabel zerlegt werden müssen, Bei Geflügel ist es sogar Vorschrift, dafs die einzelnen Stücke am Skelett haften bleiben, dafs der Braten, trotzdem er bereits zerlegt ist, als zusammenhängendes Ganzes auf den Kredenzteller gelegt wird. Die nebenstehende Abbildung, das Titelblatt eines noch zu erwähnenden Trincierbuches, zeigt den Vorschneider, wie er im Begriffe steht ein auf der Gabel gehaltenes Stück Geflügel zu zerlegen. —

Zum Transchieren sind verschiedene Paare von Gabeln und Messern nötig, auf welche ich weiter unten zurückkommen werde. Die ersten Übungen soll der Trinciant an Holzmodellen vornehmen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen diesem und den späteren Trincierbüchern besteht in dem Zeremoniell, welches sie dem Vorschneider auferlegen. Sehr umständlich, unglaublich geziert, ist in dieser Beziehung Procacchi — seine späteren deutschen Bearbeiter wollen von allen den kunstvollen Wendungen und Hantierungen vor dem eigentlichen Beginne des Zerlegens nichts wissen, da sie es nicht für erbaulich halten, dort unnötig lange auf den Genufs zu warten, wo der Bratenduft die Geruchsnerven bereits kitzelt. Ich füge als Beispiel die Vorschrift ein, welche Procacchi für die Zerlegung eines Kapaunes gibt: »Nachmals wenn du ihn imbrocchiren wilst, so halte das Messer mit deiner rechten Hand im Rumpff steckend, ziehe die Gabel aus dem Kappaunen, ein wenig zu deinem

Leibe zurücke, hebe ihn mit dem Messer im Rumpffe gemachsam auff, kehre ihn so bald mit dem Messer einwarts zu deinem Leibe umb, das sein Rücken oben und der Bauch unten kömpt, schiebe in deme die Gabel mit der Lincken hand unter den Kappaunen, daß er darauff ruhen möge, und lege ihn hernacher mit untergestützter Gabel und eingestossenen Messer wiederumb in die Schüssel, als denn halt das Messer noch immer in ihm steckend, ziehe die Gabel unter ihm aufs new herfür, halt sie mit dem daumen und fördersten zweyen Fingern zierlich in deiner Lincken hand, laß die anderen zwey Fingern, als den Gold und kleinen Finger etwas gekrümmt von der Gabel abstehen, erhebe geschwind die Gabel unter sich gekehret über des Kappaunens Rücken, mache mit derselben, da du sie imbrocchiren wilst, zur gebräuchlichen Ceremoni, zwey kleine geschwinde und enge Ringelein, Als denn setze die Gabel zum imbrocchiren oben auff dem Rückgrad oder Gerüppe recht in der mitten an, ungefehr eines



guten daumens breit über dem gelencke, daran das gantze untertheil oder Steis stehet, halt das Messer, so in des Kappaunens Rumpffe steckt, etwas wieder die Gabel in die Höhe an, stos im selbigen tempo sie mit geraden lincken Armen gleich unter sich in den Rumpff hinein, das die zwey spitzen der Gabel recht mitten auff der Brust, nicht weit oder fast gar nichts durchgehe, sondern dieselben nahe an dem Brustbeinlein möchten erblicket werden, und also wirstu auch den Kappaunen imbrocchiert haben.

Wann nun dieses verrichtet, so hebe gemelten Kappaunen mit unverrückten Messer und Gabel auff, kehre ihn einwarts zu deinem Leibe umb, das die Gabel mit der Lincken hand unten, das Messer aber mit der Rechten hand oben komme, streck alle zwey Armen mit den Kappaunen gerade von dir hinweg, und imselbigen tempo drücke auch mit dem in Rumpffe eingestossenen Messer den Kappaunen unter sich etwas fester an die Gabel an, Alsdann ziehe beyde

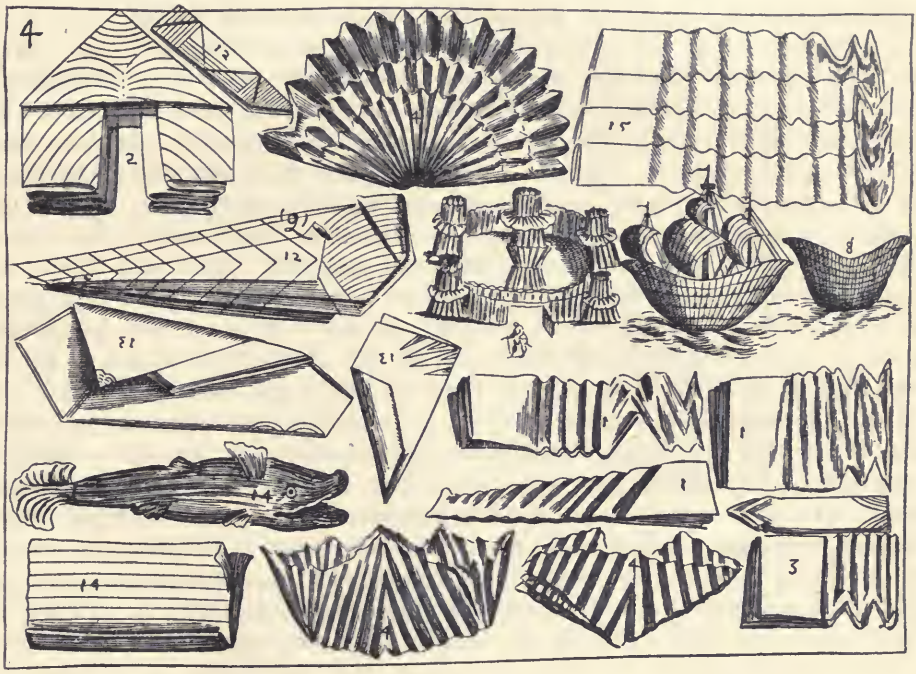
Armen zu dir, thu das Messer aus dem Rumpffe heraus, mache damit ein tempo, oder ceremonien, und schiebe es letzlichen unter die Gabel hienunter, das der Kappaunen darauff ruhe, und du dich im schneiden erholen oder respiriren mögest, So wird denn auch mit diesen der Kappaun, zu seiner zertheilung an der Gabel recht und wol erhoben seyn.« — Jetzt also beginnt erst die eigentliche Hauptsache, das Zerlegen des Bratens, bei welchem abermals unzählige Vorschriften zu beobachten sind. Zum Transchieren des Kapauns sind 18, der Gans 20, des Kalbskopfes 21, des indianischen Hahns 22 streng vorgeschriebene Schnitte zu machen! —

Procacchi verspricht in einem weiteren Buche Anleitung zum Falten der Tisch- und Tellertücher, sowie zum Transchieren des Obstes zu geben, doch weifs ich nicht, ob er seine Absicht zur Ausführung gebracht hat, da die Bibliothek des germanischen Museums kein Werk aufser dem besprochenen von ihm besitzt. Alle diese Dinge hat dagegen Matthias Giegher, ein Bayer aus Mosburg, in seinem Trincierbuche verarbeitet, welches in italienischer Sprache verfafst, im Jahre 1639 in Padua erschien (Bibl. d. g. M. Gs. 1264). In Deutschland ruhte die Arbeit während der Stürme des 30jährigen Krieges, von 1620 bis zum westfälischen Frieden scheint kein Trincierbuch erschienen zu sein. Dann aber beeilt man sich, das Versäumte nachzuholen: in kurzer Zeit erscheinen an verschiedenen Orten schnell nach einander eine Anzahl von Trincierbüchern, welche alle Procacchi und Giegher als Vorbilder haben und dabei noch sich gegenseitig nach besten Kräften ausschreiben, so dafs die Unterschiede zwischen den Einzelnen im Kerne der Sache verschwindend sind. Das erste, welches uns begegnet, ist 1648 erschienen, und nennt sich »Newes Complementir vnd Trincir Büchlein. | Rinteln. Gedruckt und verlegt bey Petro Lucio. | Typogr. Acad. 1648« (qu. 8. Bibl. d. g. M. Gs. 2038)[1]). Es ist den Söhnen des Obristen und Kommandanten auf der Veste Mansfeld, Georg Wetzel, gewidmet und erlebte 1650 eine zweite Auflage (Gs. 1266). Das Complimentierbuch kann hier nicht berücksichtigt werden; ich führe aus ihm nur an, was unser Thema berührt. Auf Reisen mufste man sein Besteck mit sich führen, denn in den Wirtshäusern gibt nicht der Wirt die Löffel, sondern jeder Gast bedient sich seines eigenen Exemplares. Der Arme benutzt in solchem Falle die Rinde des Brotes als Löffel. Interessant ist ferner die Bemerkung über die Trincierkunst in dem Kapitel »Von Jungfern Complementen«: »Zuweilen begiebt sichs bey sothanen Gesellschaften, dafs einem oder dem andern das Trinciren vnd Vorschneiden auffgetragen wird, darbey muß einer kein Mopsus seyn, sondern frisch mit guter Bedacht, ohn Wanckel- oder Kleinmütigkeit darin verfahren, jedoch wol gelernet haben, Quo gestu lepores & quo gallina secetur, einen Hasen muß man nicht vorschneiden, wie einen Westphälischen Schincken, wovon man ein gut Stück auß der Mitte kan schneiden, ist auch so bald kein Verstoß dabey, wie bei einem Feldhun. Wie denn dabey auch das Leber-reimen nicht ungebräuchlich zu seyn pflegt: etc.« Das Trincierbuch, dessen Sondertitel lautet: »New Vermehrtes | Trincier-Büchlein: | Wie man nach rechter Italienischer

1) Auf der, Seite 7 gegebenen Abbildung des Titelblattes dieses Trincierbuches ist die schwer leserliche 8 in der Jahreszahl 1648 bei der Reproduktion durch überflüssige Retouche irrtümlich in eine 9 verwandelt worden.

auch itziger Art | vnd Manier allerhand Speisen zierlich zerschneiden, | vnd höflich fürlegen soll: | Alles mit zugehörigen Newen Kupfferstücken gezieret. | Rinteln, | Druckts vnd verlegts Petrus Lucius, der Universität bestalter Buchdrucker daselbst, | Im 1648 Jahr.« (8°. 32 Seiten), ist gegen das erste deutsche von 1620 um die Kunst des Obstzerlegens erweitert, während erst die zweite Ausgabe von 1650 das Falten der Servietten mit behandelt. In letzterer Kunst scheint die damalige Zeit, nach den Abbildungen zu urteilen, Erstaunliches geleistet zu haben.

Fächer, Schiffe, Fische, Vögel, Hunde, Löwen, Kaninchen etc. wufste man aus den »Fatscheinlein«, den Servietten, durch geschicktes Falten herzustellen; man scheute sich auch nicht kleine obszöne Szenen nachzubilden, so dafs ein



gedeckter Tisch ein durchaus eigenartiges, maniriertes Aussehen bot. Die vorstehende Abbildung ist dem Werke von Giegher entnommen und stellt einige Mustervorlagen für das Falten der Servietten dar. Bei Besprechung dieser Fertigkeit versäumen es die Verfasser nie, an das Wort Fatscheinlein (Grimms Wb. III, 1218: facenetlein, fatzenetli etc.; 1226: facilet, fatzolin, fatzeunlein; 1365: fatzenet, fatzilet. Dürer, Reliquien S. 78: fatzalet) ein Wortspiel zu knüpfen: »Die Fatscheinlein, Hand- oder Tellertücher, können mit fug Fat- oder Faltscheinlein genennet werden, weil sie nachfolgender gestalt die Falten scheinen machen, wie auff Königlichen und Fürstlichen Tafeln mit Verwunderung anzuschauen.« — Das entschiedene und scheinbar plötzliche Auftreten des Wortes »Fatscheinlein« in den deutschen Trincierbüchern ist auffallend, zumal die

italienischen Vorbilder niemals mit fazzoletto, sondern stets mit tovagliolino oder salvietta die Serviette bezeichnen, und aufserdem das vor dem 17. Jahrhunderte in Deutschland bereits gebräuchliche Wort fatzenet früher meist in der allgemeinen Bedeutung »Tüchlein« und besonders »Schnupftuch« steht. Doch hält es sich nicht lange, sondern weicht dem französischen seruiete. Marperger (Vollständiges Küch- und Keller-Dictionarium, Hamburg 1716) erklärt unter dem Artikel Servietten, S. 1088 b, Fatscheinlein für ein besonders in Nürnberg gebräuchliches Wort, während aber dieser Behauptung widersprechend Johann Christoph Thieme in seinem »Haus- Feld- Arzney- Koch- Kunst- und Wunder-Buch, Nürnberg 1682«, S. 1046 die Bezeichnung »der Serviet« anwendet. Serviette ist übrigens auch schon im 16. Jahrhunderte gebräuchlich: in »Colloquia et Dictionariolum septem Linguarum etc.«, Antverpiae 1586 (siehe W. Seibt, Notizen zur Culturgeschichte der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts etc. Frankfurt a. M. 1874, S. 38 b, Programm) heifst es: gehe hole teller, becher und serueten.

Die Benutzung der Serviette kann vor dem 16. Jahrhunderte eine weitere Verbreitung nicht gehabt haben, obwol man bereits in Reineri Phagifacetus (Ausg. H. Lemcke, 1880) Vers 260 mantile als Serviette, oder wenigstens als Handtuch, welches gleichzeitig die Stelle der Serviette vertrat, auffassen mufs (vergl. dazu Vers 53)[1]. Für die Auffassung, dafs das Handtuch zunächst mit als Serviette diente, dafs letztere sich aus ersterem entwickelte, scheint mir aufser dem angeführten Grunde auch das Mittelbild des Altars in der Peterskirche zu Löwen von Dirck Bouts (1466) zu sprechen. Über den Schofs der drei im Vordergrunde sitzenden Apostel ist ein schmales langes Leinentuch gebreitet, welches offenbar als Handtuch resp. Serviette zu deuten ist. Gegen eine weitere Verbreitung in früherer Zeit ist ihr seltenes Vorkommen in Schrift und Bild beweisend. Die älteren Tischzuchten[2], bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, erwähnen die Serviette nie und begnügen sich dort mit anderen Vorschriften, wo jüngere Tischregeln den Gebrauch der Serviette verlangen. Beispielsweise schreiben jene vor, wenn man bei Tische husten oder rülpsen müsse, solle man sich umdrehen, oder mindestens die Hand vor den Mund halten. Marperger dagegen sagt (nach la Civilité moderne, cap. 11) S. 205 a: »Sich mit seinem Schnup-Tuche öffentlich, ohne das Serviet vorzuhalten, die Nase zu putzen, oder den Schweisz des Gesichtes abzuwischen, den Kopf zu kratzen ... sind Unflätereyen, die einen Eckel erwecken«. — Man trug die Servietten, wie

1) Brant übersetzt im ersten Falle, v. 53, mantile mit zwehel, v. 260 mit dischtuch. Kannte er die Serviette nicht, oder vertritt dischtuch hier ihre Bedeutung? Jedenfalls wäre es auffallend, müfste man dischtuch als tischlaken nehmen, da dasselbe nach den Tischzuchten nie zum Abwischen der Hände etc. benutzt werden darf, da man nicht einmal die grofsen Weinkannen auf die Tafel stellt, um das Tischlaken nicht zu beträufeln.

2) M. Geyer, altdeutsche Tischzuchten. Altenburg 1882. Progr. S. 21, v. 240: »An saltz, brot, tischtuch, vmbleg gedenck«; S. 24. (Köbelsche Tischzucht) v. 19: »Den tisch zu decken sey nit treg; | Ein zwehel fleiszlich darum leg»; hier ist vmbleg und zwehel offenbar als Serviette zu nehmen, was durchaus mit meiner Erklärung des angeführten Altarbildes übereinstimmen würde. Die Vocabularien des 15. und 16. Jahrhunderts geben »mantile« meist durch »handzwehel«, selten durch »tischzwehel« wieder. Daneben steht mantile auch für Tischlaken, ebenso wie das einfache zwehel in der Bedeutung von Handtuch, Serviette, bisweilen auch Tischlaken vorkommt.

noch heute, über den Schofs gelegt (vergl. das Gemälde von Bartholomäus van der Helst: Amsterdamer Schützenmahl zur Feier des westfälischen Friedens im Rijksmuseum zu Amsterdam). —

Das ausführlichste der deutschen Trincierbücher ist das in Nürnberg bei dem Kunsthändler und Kupferstecher Paul Fürst erschienene. Leider ist die erste Ausgabe dieses Werkes, welche das germanische Museum besitzt (Bibl. d. g. M. Gs. 1260), nur sehr unvollständig und auch bei der zweiten — 1652 ausgegebenen (Gs. 1267) — fehlt das Haupttitelblatt. Ich kann deshalb auf den Unterschied zwischen den beiden Auflagen nicht näher eingehen und bin gezwungen, mich lediglich an die zweite Ausgabe zu halten. Nur zweierlei ist zu erwähnen: die zweite Auflage ist mehr als doppelt so stark als die erste. Ferner sind in dieser ein Gedicht und eine poetische Beschreibung von »der Götter Blumenmahl« mit G. P. H. (Georg Philipp Harsdörffer) gezeichnet, während in jener diese Bezeichnung überall fortgefallen ist. — Das Buch beginnt mit einer historischen Vorrede, in welcher uns von der Zerlegkunst bei den Hebräern, den Griechen, Römern und alten Deutschen in der anekdotenhaft gelehrten Weise des 17. Jahrhunderts erzählt wird. Für die Deutschen ist Opitz Gewährsmann und ein für die Anschauung der damaligen Zeit höchst charakteristischer Kupferstich illustriert seine schönen Verse:

»Ob er gleich auf den Tisch die Ellenbogen stüzt,
und nicht mit steiffer Brust wie eine Jungfrau sizt,
so fasst Er doch den Krug mit allen beeden Händen,
trinckt auß der hellen Quell, biß daß er auß den Lenden
drauf Athem holen muß. Die Speiß ist bald zerlegt,
die Er nie hoch empor auf einer Gabel trägt etc.«

Die Gegenwart erhält folgende kurze Beleuchtung: »An den Türckischen, Persischen und Moscowitischen Hof ist das Tafeldecken und Zerlegen unbewust, weil selber Herren mehr auf Sau- als auf Schauessen halten. In Italia aber, die Erfinderin alles Wolstands, in Franckreich, die Pflegerin aller Höflichkeit, und in England, die Handhaberin guter Sitten, ist besagte Kunst, von Tafeldecken und zierlichen Speißzerschneiden, so wol Manns- als Weibspersonen nicht unbekandt.» Gegen den Schlufs der Vorrede werden die ängstlichen Gemüther von der Gottgefälligkeit der Gastereyen durch unzweifelhafte biblische Belege überzeugt, deren vornehmsten Luc. 13, 28 bietet: »und daß sogar auch das ewige Leben mit einem Mahl verglichen wird, wann die Frommen mit Abraham, Isaac und Jacob zu Tische sitzen werden, .. als ist der rechte Gebrauch der Gastereyen keines weges für gar verwerfflich und sträflich zu achten.«

Der erste Teil behandelt das Falten der Tischtücher und Servietten, gibt Anleitung, wie man Wappen und Buchstaben in die Fatscheinlein drucken kann und berichtet endlich kurz über die »Ordnung der Speisen«: »Die Speisen sollen dergestalt auf die Tafel gestellet werden, daß niemals zwey gesottene Richten, oder zwey Essen Fische nebeneinander zustehen kommen. Hat man Haubtrichten, so müssen sie mitten auf der Tafel eingetheilet werden, und ist sehr zierlich, wann man mit allerhand Blumen den Tisch als überstreuet, dafs jede Schüssel ihren gewissen Platz gleichsam in einem Krantz stehend, frey hat .. Die Speisen, sonderlich die Fische, sollen mit andern Schüsseln bedeckt, und

mit einem Tellertuch zusammen gehalten, hoch daher getragen werden: Wiewohl dieser Gebrauch an den Höfen ungleich .. Bey grosser Herren Bancketen, gibt man vor Aufftragung deß zweyten Gerichts, welches man auch den Gang zu nennen pfleget, neugewaschne Servieten mit frischen Tellern zu reichen ..«

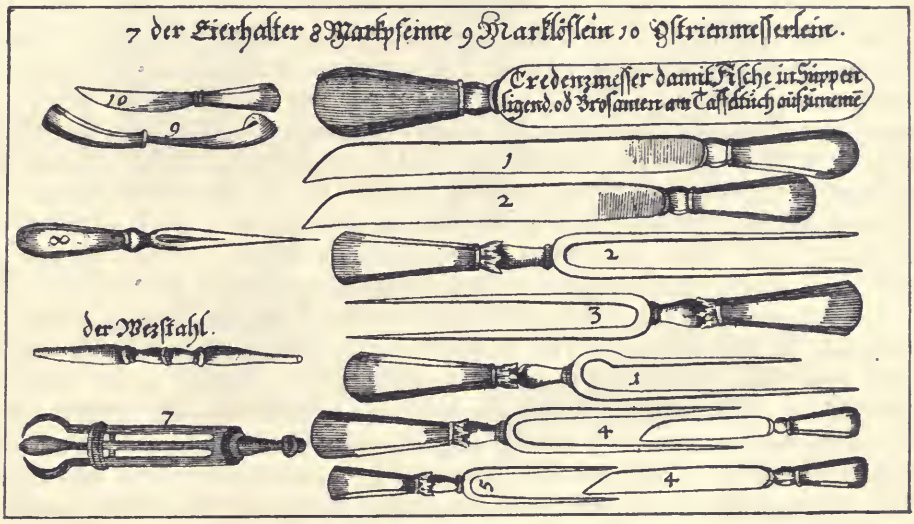
Erst der zweite Teil, welcher durch einige Harsdörffersche Verse »An Herrn Grobian von Säuhausen« eingeleitet wird, handelt von der eigentlichen Trincierkunst. Natürlich wird die Wichtigkeit dieser edlen Kunst kräftig betont, wie sie nicht nur dem männlichen Geschlechte, sondern auch dem »holdseligen Frauenzimmer« zur Zierde gereicht. Und ganz ernsthaft läfst der Verfasser den Dichter singen:

» .. Ja, der Allwasser-Stein
kann nicht so Kreidenweiß, gleich Ihren Armen, seyn,
denn Sie mit zarter Hand die Ermel auffgestreiffet,
und weil für Ihrem Ort die Messer sich gehäuffet,
setzt sie das Haselhun für sich und spisst es an,
weist wie Sie, nach der Kunst, so wol zerschneiden kann.
Die Finger spitzte Sie, liefs sich nicht lang erbitten,
in einem Augenblick hätt Sie das Hun zerschnitten,
und legte davon für, mit so beliebter Art,
dafs in derselben Stund mein Herz verwundet ward.
Die Lieb, die heisse Lieb, durchpfeilte meine Glieder,
durchnitte mir das Herz, und ich kann nichts darwider.
Ach Jungfrau lehrt mich doch: Ist nicht dort in der Mitt,
Wie man zu reden pflegt, der beste Pfaffenschnitt?
Wir alle schauen zu, und werden noch heschencket;
Recht ist, dafs man auch Ihr mit einem Glaß gedencket,
und die Gesundheit trinckt, der, die mit solchem Scherz,
mir von der Speise gibt, und nimmet mir das Herz.«

Ich weifs nicht, ob der würdige Harsdörffer auch diese Verse gereimt hat.

Über Amt und Person des »Trincierers« ist schon oben das Nötige gesagt worden, Neues fügt das Nürnberger Buch nicht hinzu. Es folgt jetzt die Beschreibung der Messer und Gabeln, welche zum Transchieren nötig sind, doch zeigt das häufig beigesetzte »eigentlich«, dafs wol selten die Vorschrift in dieser Beziehung strenge gehandhabt wurde. Fünf Gabeln und vier Messer von verschiedener Form und Gröfse werden verlangt; die gröfste Gabel hat am besten eine lange und eine kürzere Spitze und dient beim Vorlegen von Hasen und Rehrücken. Die kleinste Gabel und das kleinste Messer wird zum Obst gebraucht. Aufserdem »wann von dem kleinsten Flügelwerck etwas zur Tafel käme, und man die gantze Tafel damit bedienen solte, doch von demselben einem jeglichen ein gantzes zu präsentiren nicht genug were, als pfleget man 6. oder 8. zugleich auf die Gabel zu fassen, und mit einem Schnitt sie alle mitten durch die Gabeln entzwey schneiden, darzu man ein absonderliches Messer, so gar schmal, und eine Gabel mit gar langen und dünnen Zancken, zu haben pfleget. Über das, hat man bey Fürstlichen Tafeln ein Instrument, gar dünne, so das Credentzmesser genennet wird, mit welchem, so etwas von Brosamen, oder sonsten auf dem Tafeltuch were abgenommen, und die Fisch, so in Suppen gesotten, uns allbereit zerschnitten, vorgelegt werden ..« Diese Credenzmesser haben eine dünne, breite, ungeschärfte Klinge, Rücken und

Schneide sind gleich und laufen bis zum obersten Ende parallel, wo sie zu einer runden oder stumpfwinkligen Endung ausgehen. Endlich bedarf der Vorleger eines Eierhalters, eines Markpfriemen und Marklöffels, des Ostrien- (Austern-) Messers und des Wetzstahls. Der Eierhalter besteht aus einem Griff, in den drei Stäbe beweglich eingelassen sind, deren jeder in seinem oberen Teile halbkreisförmig ausgebuchtet ist. Ein Ring hält sie zusammen und gestattet durch Hinauf- oder Herunterschieben ein Enger- oder Weiterstellen des Halters. Markpfriemen, Marklöffel und Austernmesser haben die ihrem Namen entsprechende Form, nur sind sie, gemäfs dem Zwecke, welchem sie dienen, sehr widerstandsfähig hergestellt. Nachstehend geben wir eine Abbildung dieser Geräte; sie ist dem an letzter Stelle zu erwähnenden »Trenchir-Buch« entnommen und zeigt in stark verkleinerter Form die Summe des Werkzeugs, dessen der Vorschneider bedarf. Nr. 7 stellt den Eierhalter, Nr. 8 den Markpfriemen, Nr. 9 den Marklöffel und Nr. 10 das Austernmesser dar.



Der Reichtum an Gabeln, welcher zum Vorlegen nötig war, führt auf den Gedanken, dafs viele von den uns erhaltenen Exemplaren, auch die kleineren, nicht als Efsgabeln, sondern lediglich als Transchierwerkzeuge zu betrachten sind. Und in der That beweisen uns die zahlreichen Gemälde des 17. Jahrhunderts, welche ein Gastmahl zum Vorwurfe haben, sowie die schriftlichen Quellen, dafs der Gebrauch der Efsgabel ein keineswegs allgemeiner war, obwol er damals bereits eine Vergangenheit von einem halben Jahrtausend hatte. Kirche und Volk sträubten sich gegen diese Sitte, und letzteres hält in vielen Gegenden unseres Vaterlandes noch bis heute an der alten Gewohnheit fest. Als zum erstenmale, nach unserer Kenntnis, eine einem venetianischen Herzoge vermälte Byzantinerin gegen Ende des 11. Jahrhunderts sich erlaubte, mit einer Gabel zu speisen, da eiferte der ehrenfeste Petrus Damianus gegen die neue Sitte als gegen eine sündhafte Üppigkeit. Als Jahrhunderte später, zur

Zeit Heinrichs III. der Brauch in Frankreich in den Hofkreisen Einzug hielt, schrieb man Spottverse dagegen; in England hiefs man im 17. Jahrhundert den eine Gabel zum Essen Benutzenden höhnisch »furcifer« (Gabelträger, eine Strafe, mit der im alten Rom die Sclaven belegt wurden), und ob das von Stieler S. 603 angeführte Wort »Gabeler, der, qui furcinula edendo utitur« nicht auch einen spöttelnden Beigeschmack ursprünglich gehabt hat, mufs dahingestellt bleiben. — Wir können Herkunft und Verbreitung dieser Sitte mit einiger Sicherheit verfolgen, doch möchte ich vorweg bemerken, dafs hier besonders die Benutzung der Gabel beim Genusse gröberer Gerichte in Betracht kommt, da man Obst, Kompot etc. in Frankreich bereits im 13. Jahrhunderte mit kleinen Gabeln zu sich nahm, ohne dafs aber auch diese Sitte meines Wissens weitere Verbreitung gefunden hätte. Der erste Beleg weist auf Byzanz hin. Wenn wir mit diesem den Reisebericht des Rubruk von 1253 zusammenstellen, der die Tartaren das Fleisch mit Gabeln essen sah, so liegt die Vermuthung nahe, dafs von diesen östlichen Völkerschaften die Byzantiner die Sitte aufnahmen, dafs sie von hier aus dem Handelswege nach Venedig folgte und von Italien aus, allerdings sehr allmählig, Verbreitung in den übrigen Ländern Europas fand. Des Weiteren verweise ich auf den schon angezogenen ausführlichen Artikel von Dr. A. Pabst und führe hier nur noch an, dafs bereits in einem Gerichtsbriefe über Erbteilung der Katharina Lemmel und der Marg. Tucher, Töchter des Paul Imhof, von 1514, eine grofse Anzahl von Messern und Gabeln Erwähnung findet, während noch 1787 in einer Würzburgischen Ordnung für die Pfründner im Spitale zu Rothenfels am Main als Tischutensilien nur Messer und Löffel, aber keine Gabeln genannt werden[1]). Auch hieraus erhellt, wie einseitig und langsam die Benutzung der Efsgabel fortschritt.

Und selbst als Tranchiergerät konnte die Gabel offenbar nur schwer Boden gewinnen. Denn Marperger (1716) äufserst sich S. 538: »Eß- und Tisch-Gabeln seynd diejenige, welche man beym Tische gebrauchet, um die Speisen damit zu embrochiren, damit mans mit dem Messer desto besser schneiden könne; Weil es unhöfflich stehet, der fast häuffig eingerissenen Weise nach, solche mit den Fingern anzugreiffen, daß das Fett darzwischen durchrinne... Bey vornehmen Tafeln aber ist diese Familiarität ausgebannet, und sollte sich billig manches vornehmes Frauenzimmer, ihrer zarten Hände wegen, desfals auch nichts voraus nehmen (wie doch ihrer viele thun)... Am allerwenigsten befördert ein solches Frauen-Vorschneiden den Appetit, wenn es durch eine alte runtzlichte Hand, und bey triefenden Augen und Nasen, mit blossen Händen, ohne Gabel, verrichtet wird. Es sind aber die Gabeln zwey- oder nach heutiger Frantzösischer Manier die silberne Gabeln, drey- oder vier-spitzige...«

Ich wende mich wieder zur Besprechung des Fürstschen Trincierbuches zurück. An die Vorschriften über die Messer und Gabeln schliessen sich Belehrungen über die Übungen an Holzmodellen und das Imbrochieren; darauf beginnt die meist durch Abbildungen unterstützte genaue Beschreibung vom Zerlegen des Kapauns, des gesottenen Huhns, des Fasanen, indischen Hahns, welschen Hahns, Auerhahns, Rephuhns, jungen Huhns »in Stücken«, der Schnepfe

---

1) Wirtembergisch Franken. Zeitschr. d. hist. Vereins für das wirtembergische Franken. Jhrg. 1868. VIII, S. 19.

der jungen Taube, des jungen Huhnes »ganz«, »in 2 Stücken«, der jungen Taube »in 4 Stücken«, von allerlei Kleingeflügel, der jungen Taube »ganz«, der Krickente, Wachtel, Gans, Ente, des Hasen, Kaninchens, Kalbskopfs, Wildschweinskopfs, der Schöpsenkeule, des Schinkens, des Lämmerbratens, des Nierenbratens, Rückgratsbratens, Spanferkels, Krebses, der Forellen und anderer Fische[1]). Dann folgt die Behandlung von Rindfleisch und gesottenem Fleische, von Pasteten, abgesottenen Austern, Eiern, Artischocken, Torten, Marzipan, Konfekt und endlich das meist zu allerhand künstlerischen Figuren geschnittene Obst. — Wie weit man in letzterer Beziehung die Spielereien trieb, beweist nachstehende, dem Fürst'schen Trincierbuche entnommene Abbildung. — Den Beschluſs des zweiten Teiles bildet eine freundliche Mahnung an den Vorschneider: »Der Fürschneider

oder Trinciant wolle auch errinnert seyn, daß er vor Antrettung seiner Bedienung die Nasen wol gereiniget halte, für Husten und Hetschen sich hüte, unter dem Fürschneiden oder Fürlegen nicht hinter den Ohren kratze, oder in die Nasenlöcher stiere, dadurch den Gästen ein Eckel, und ihm ein böser Nachklang entstehen möge.« —

Die weiteren Teile des Trincierbuches haben mit der Kunst des Vorschneidens sehr wenig zu thun, ich gebe deshalb nur in aller Kürze die Überschriften der einzelnen Kapitel. »Deß vollständigen Trincir-Buchs III. Theil. Von rechter Zeitigung aller Mundkoste, Oder Von dem stets wärenden Kuchen-Calender.« Vorrede. (Entwickelung und Bedeutung des Wortes »essen« etc.) Cap. I. »Von

1) Hans Sachs (Ein tisch-zucht) giebt im Gegensatze zu den Trincierbüchern in Bezug auf die Fische die Vorschrift, welche mehr unserer modernen Gewohnheit entspricht: »Zerschneid das flaisch und brich die fisch.«

den vierfüssigen Thieren.« Cap. II. »Von zahmen und wilden Geflügel.« Cap. III. »Von den Fischen.« Cap. IV. »Von etlichen Erdgewächsen.« — »Paradoxon. Widersinniger Beweiß, daß der Geschmack der übertrefflichste unter allen äußerlichen Sinnen seye.« »Vorstellung der Widerigen Meinung, daß in dem Geschmacke keine warhaffte Belustigung zu finden.« — IV. Theil: »Von den Schauessen und Schaugerichten. Mit angefügter Erzehlung der vornemsten und kostbarsten Bancketen, so zu unsrer Vätter und unsren Zeiten gehalten worden.« Vorrede (Von dem Wort Bancket). Cap. I. »Welcher Gestalt grosse Herren zu empfahen.« Cap. II. »Von den Schauessen und Schaugerichten.« Cap. III. »Von den Schaugerichten.« Cap. IV. »Von den Schauspielen nach den Gastereyen.« Cap. V. »Das Hochzeitliche Bancket deß Herzogen von Mantua, gehalten in Mantua 1581.« Cap. VI. »Das Hochzeitliche Bancket deß Königs Philippi II. in Hispanien, bey dem Königlichen Beylager der Princeßin auß Franckreick gehalten.« Cap. VII. »Das Bancket des Pabsts Gregorii XIII. etc.« Cap. VIII—XII enthalten weitere ausführliche Beschreibungen von Bancketen. »Der Götter Blumenmahl«, eine Harsdörffersche Reimerei, beschliefst den vierten Teil. — »Fünffter Theil, Bestehend In Erörterung XXV. Gast- oder Tisch-Fragen, von Essen, Trincken und dergleichen Sachen, die bey Mahlzeiten zu nützlichem und erfreulichen Gespräch veranlassen.« Von den hier erörterten, meist recht gleichgiltigen Fragen führe ich nur einige auf: Frage II. »Wie oft man den Tag über essen soll?« Fr. IV. »Ob alles, was den Menschen nehren soll, ein Leben haben müsse?« Fr. IX. »Wie viel man Gäste laden soll?« Fr. XI. »Wie man die Speise aufftragen und geniessen soll?« Fr. XIV. »Woher das Gesundheit Trincken entstanden?« Fr. XVII. »Ob zu einem guten Gespräche mehr Verstand oder mehr Gedächtniß erfordert werde?« Fr. XIX. »Was dem H. Christo an dem Creutz zu trincken gereichet worden?« etc.

Von den eigentlichen Trincierbüchern[1]) bleibt uns in der Bibliothek des germanischen Museums aus dem 17. Jahrhunderte nur noch eines übrig, dessen vollständiger Titel lautet: »Neu | Vermehrt Nützliches | Trenchier-Buch, | darinnen zu befinden | Wie man nach itziger Art und Manierlichen Gebrauch, allerhand | Speisen ordentlich auff die Tafel setzen, zierlich zerschneiden und vorlegen, | auch in guter Ordnung wieder abheben soll. | Deme beygefüget etzliche | Reden, Briefe und Reime | So bey Hochzeiten, Gevatterschafften und Leichen-Begängnüfsen | zu gebrauchen, | Samt einer Beschreibung | Des Edlen Weydwercks. | Gedruckt zu Kunstburg | In diesem Jahr.« | (c. 1680) (9 u. 146 Seiten, 8°). (Bibl. d. g. M. Gs. 1268). Aus der Vorrede geht hervor, dafs der Verfasser in Jena studiert, und auf Ansuchen von Jenenser Studenten sein Buch geschrieben hat. Aufser den schon im Titel zu ersehenden Zusätzen bringt der Verfasser nur eine, gegen die übrigen Trincierbücher ausführlichere Anweisung für die Verteilung und Auftragung der einzelnen »Trachten oder Gänge«. Das kunstvolle Falten der Servietten bleibt ganz unberücksichtigt, wir werden dafür aber mit einer ganz aufserordentlichen Fülle von Leberreimen beglückt. —

---

1) In »Quellen und Forschungen etc.« H. 66 (A. Hauffen, Caspar Scheidt, der Lehrer Fischarts) finde ich S. 93 citiert: Georg Greflinger, Ethica complementoria, das ist Complementir-Büchlein mit angefügtem Trenchir-Büchlein. Amsterdam 1675. 8.

Ich kann jetzt die Trincierbücher verlassen und habe aus den Schätzen unseres Museums für das 17. Jahrhundert nur noch ein Buch anzuführen, welches die Regeln über die Trincierkunst vollständig aufgenommen hat, das schon angeführte Haus - Feld - Arzney - Koch - Kunst- und Wunder - Buch.. von Johann Christoph Thiemen; Achter Theil. Nürnberg 1682. 4°. (Gs. 1224.) — Das 18. und 19. Jahrhundert hat noch manche Transchierbücher gezeitigt[1]), doch vermag ich nicht anzugeben, ob und wie weit sie auf die älteren zurückgehen, da mir kein Exemplar vorliegt. Wer sich heute über die edle Kunst informieren will, mufs sich zur Kalenderlitteratur wenden: Der »Daheim-Kalender« auf das Jahr 1892 bringt Seite 155 ff. einen Aufsatz: »Die Kunst des Vorschneidens. Von L. Holle«, der mit unseren Trincierbüchern allerdings nur den etwas selbstbewufsten Ton gemein hat. Sein erster Satz lautet: »Nicht eher sollte ein junger Mann heiraten dürfen, als bis er jeden Braten geschickt und zweckmäfsig zerlegen kann!« —

Nürnberg. Franz Fuhse.

Studentische Schlittenfahrten im Karneval.

Eine Seite des studentischen Lebens, die kulturhistorisch von grofser Bedeutung ist und die dennoch kaum je Beachtung gefunden hat, ist der »erlaubte Zeitvertreib« in den Tagen des Karnevals. War man im protestantischen Lager der Ansicht, dafs »Mommen und Butzen-Kleider vor Gott ein grofser Greuel sei« und sah sich deswegen die Württembergische Landordnung von 1698 bewogen, »ernstlich zu verbiethen, dafs niemand zu einiger Zeit des Jahrs mit verdeckten Angesichtern oder in Butzen-Kleidern gehen soll bei Straff des Thurms oder Narren-Häuslins« (Tit. 102, S. 219), so glaubten die Oberen der »Herren Studenten« katholischer Stifter weitherziger sein zu dürfen. Die Anschauung, der die Sachsen-Gothaische Landesordnung (1667) Ausdruck gibt, dafs nämlich »alle Mummerey und alles Umblauffen in Fastnachts-Kleidern ein Heydnisches und Christen übel-anständiges Wesen« sei (Part. 2. C. 4. Tit. 16, S. 254) konnte auf eine Weltanschauung, die auch den Prunk und schauspielerische Veranstaltungen in ihren Dienst zu stellen gewohnt war, keine Geltung haben. Mufste sie doch gerade wünschen, durch gelegentliches Schaugepränge auf die schaulustige Menge zu wirken und so durch die Berücksichtigung eines starken Volksbedürfnisses sich das Volk selbst enger zu verbinden. Vielleicht bot sich dann hin und wieder Gelegenheit, durch Verspotten gegnerischer Anschauungen und Gebräuche direkt auf das moralische und religiöse Empfinden der Massen zu wirken.

So gestattete man den Studierenden gern, in allerlei Fastnachtsscherzen vor die Augen der Einwohner zu treten, zumal in der Form sog. Fastnachtsschlittenfahrten, die vor anderen Veranstaltungen den Vorteil besafsen, die

1) Nach Heinsius, allgemeines Bücher-Lexikon: Trenchikant, der geschickte, die leichte Art die Speisen zierlich zu zerschneiden und vorzulegen. 8. Lpz. 1751. Trenchirkunst, vollvollkommenste und neueste, in einer gedoppelten Anweis. m. K. 8. Carlsruhe 1769. Kochbuch, neues wohleinger. mit Trenchirbuch. 8. Tüb. 1777. Tranchirkunst, neueste und vollkommene, od. Anleitung alle Gattungen etc. Speisen zu zerlegeu. Wien. 1805.

gröfste Zahl von Zuschauern zu erlauben. Derartige Schlittenfahrten führten in der Regel in geschlossenem Zuge ein Bild vor Augen, das der Phantasie der staunenden Menge weiten Spielraum gönnte und die Augen durch die Mannigfaltigkeit der Kostüme fesselte.

Die Bibliothek des germanischen Nationalmuseums befindet sich im Besitz einer Reihe von gleichzeitigen Beschreibungen solcher Schlittenfahrten, die von der studierenden Jugend in Landshut, München und Augsburg in Szene gesetzt wurden. Dieselben verteilen sich auf einen Zeitraum von 17 Jahren (1750—66) und gestatten einen interessanten Überblick über den inneren und äufseren Charakter dieser eigenartigen Schaustellungen. Vor allem scheint uns bedeutsam, wie der Genius loci der jeweiligen Stadt auf den Gedankeninhalt der »Schlittenfahrten« einwirkt. Das »Churfürstliche Lyceum S. J. zu Landshut« zeigt sich auch in dieser Beziehung philosophisch-dogmatisch angehaucht und verzichtet in der Regel auf jeglichen Humor; bald benutzt es die Gelegenheit einer Schlittenfahrt ihren Groll gegen Descartes, »welcher mit gefährlichen Anschlägen auf den gäntzlichen Umbsturtz des Philosophischen Reiches umbginge«, Ausdruck zu verleihen, bald begnügt es sich damit, in einem »Narren-Concurs, da Eine Importante Charge Vacierend geworden«, scharfe Kritik an allerlei menschlichen Schwächen zu üben. Dagegen zeigen die »Herren Studenten zu München« eine ausgesprochene Vorliebe für substantiellere Vorwürfe. Ob sie nun den »Pomposen Einzug des Gantz neu zum Leben erweckten Edlen Kredits« oder eine »ordentliche Retirade der sich zu Land und Wasser auf Schlitten zurückziehenden Utopischen Käuferen« zur Darstellung bringen, immer handelt es sich um eine Verherrlichung materieller Lebensgüter. Die naive Freude am Essen und Trinken äufsert sich dabei häufig in recht drastischer Weise. Augsburg ist unter dem vorliegenden Material nur durch die Beschreibung einer einzigen Schlittenfahrt vertreten, aber schon diese eine scheint zu zeigen, dafs die Karnevalsumfahrt der »Augspurgischen Herren Studenten« einen Charakter trug, der im Wesentlichen durch die stolze Vergangenheit der Stadt bedingt war. Statt eines humoristischen Aufzuges sehen wir ein Bild des Gewerbefleifses, das mit den Jubiläumsumzügen der Gewerkschaften, wie die neuere Zeit sie liebt, viel Ähnlichkeit hat; nur dafs man hier, um doch dem Fastnachtscharakter einigermafsen zu entsprechen, einige Götter in die menschliche Gesellschaft mischt.

Den inneren und äufseren Gegensatz dieser verschiedenen Schlittenfahrten und gleichzeitig deren verwandtschaftliche Beziehungen werden wir am deutlichsten wahrnehmen, wenn wir einzelne derselben etwas eingehender betrachten.

Für München scheint uns besonders charakteristisch ein »Honorabler Abzug Der zahlreichen Fleischmannischen Garnison Aus der Citadelle Kuchenburg; Da selbe an die Trouppen des (Titl.) Herrn General Wallersee Und Dessen hohe Alliirte per Accord übergangen. Zur Fast-Nacht-Zeit In einer Schlittenfahrt Von denen Herren Studenten zu München vorgestellet Anno 1751.« (Bibl Nr. W. 1721 gb.)

Der Vorbericht der Beschreibung dieses Zuges erzählt ein tolles Märchen von der Absicht des »bekannten Herrn General Wallersee,« mit frischen holländischen Truppen, »meistens aus denen S. T. Stock-, Fisch-, Häring- und Blateisischen Regimenteren, welche auf daselbstigen See-Küsten zu Prisonier gemacht« und den Kontingenten anderer Länder zusammengesetzt, gegen die

berühmte Citadelle Kuchenburg vorzugehen, und glaubt, »dem Publico einen sonderen Gefallen zu erweisen«, wenn er »den Verlauff dieser Attaque aufrichtig und unpartheyisch« erzählt, ohne erst das Geschehen derselben abzuwarten. Er bittet sich die Erlaubnis aus, »das Theatre in etwas zu veränderen, und durch einen so—genannten Syncronismum von zukünftigen Dingen so zu reden, als wären sie schon würcklich vergangen.«

Und nun wird erzählt, dafs der General von Fleischmann in der Citadelle belagert wird, sich nicht mehr halten kann und kapituliert. Die Nachricht, dafs die Garnison in 3 Tagen sich marschfertig halten soll, wird von der Besatzung mit Murren aufgenommen. Die einen sind »so sehr an die Citadelle angebacken, dafs sie lieber Leib und Blut, als selbe, verlassen wolten,« anderen ist die Frist zu lang, sie versuchen zu desertieren. General Fleischmann ist darob aufs Höchste ergrimmt. »Er liesse seine Leib-Guarde, so aus dem Kern der ansehnlichsten, achtbaristen, Ungarischen Metzgeren bestunde, alsogleich auf dem Platz anrucken, mit geschärften Befehl, all und jede von der Garnison, die ihnen in geringsten suspect wären, auf der Stelle niderzumachen; welche dann dise Ordre auf das genauiste befolget. Aus denen ermordeten Cörperen liesse er einige spissen, andere in sied-heisses Wasser versencken, andere auf villerley andere Weis peynigen, wie es ihme nemlich die Wuth und äusseriste Verzweiflung in den Kopf brachte.« Vervollständigt wird das Gemetzel durch die Bürgerschaft, die heimlich mit dem Feind unter einer Decke steckt, und bald diesen, bald jenen, in ihre Häuser lockt »ohne alle Barmherzigkeit ermordet und Stuck-weis in die finsteriste Magens-Winkel vergrabet.« So gehen die drei Tage hin. Am Tage des Abzugs bereut der General seinen Jähzorn und wird gleichzeitig von Unwillen über das Thun der Bürgerschaft erfüllt. Er beschliefst, um »seinen Zorn recht empfindlich abzukühlen, und zugleich seinen Abzug doch in etwas herrlicher, und zahlreicher zu machen . . . auch von denen ermordeten Cörperen nicht ein eintziges Stuck in der Citadelle und Stadt übrig zu lassen. Liesse demnach durch offentlichen Trommelschlag bey schwärer Straff ausruffen: alles, was von dergleichen der Garnison zustehenden Effecten in denen Häuseren noch hinterhalten wäre, also gleich in die Citadelle zu liferen, woselbst es in die, zu dem End in grosser Anzahl schon vorbereitete, Schifsl-Couvert gar embsig eingebackt wurde.« Dann zwingt er die Bürgerschaft »all dise Pagage mit ihren eignen Pferden und Schlitten (es ware halt dazumahl ein grofser Schnee gefallen) bis an die Gräntzen zu liferen«, und die Garnison zieht mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel aus der Citadelle.

Dieser Einleitung folgt dann die Beschreibung des Festzuges mit namentlicher Aufzählung der mitwirkenden Studenten.

Voran ziehen der Regimentsquartiermeister, vier Trompeter, der Regimentsmetzger und die ungarische Leibgarde der Metzger; dann folgt als »Vortrapp« im ersten Schlitten der Hauptmann Eber, »dessen unterhabendes Corpo fast gäntzlich bis auf wenige Uberbleibslein, so nachmahls zum Vorschein kommen werden, ruiniret worden,« geführt von dem Ober-Wildmeister, im zweiten und dritten Schlitten »zwei Edle junge Herren Schuncken aus Westphalien gebürtig, welche Zweiffels ohne gleichfals ihr Grab in der Citadelle wurden gefunden haben, wann sie sich nicht in einen Camin salvirt.« Ein »Regiments-Leyrer« mit »seinen Scholairn«, die ein gar »anmüthiges Abschids-Lied« singen, bilden

die Ueberleitung zu den vier Colonnen, »deren die 3. erste fast in lauter Pagage-Schlitten bestanden, doch unter verschidenen Bedeckungen. Die erste commandirte der Herr Obrist-Lieutenant Voressen; die zweyte der Herr Ingenieur-Obrist von Bratten; die dritte der Obrist-Wachtmeister Wildmann; die vierte der Herr General Fleischmann selbst.«

In den Schlitten der einzelnen Kolonnen befinden sich natürlich die wunderbarsten Dinge, die dem Namen des jeweiligen Anführers entsprechen. In den ersten vier Schlitten der ersten Abtheilung werden »4 wohl-einpallirte Fleisch-Suppen« einhergefahren. »Man sagt, sie wären von besonderer Krafft, doch hätten sie einen Defect in Augen; dessentwegen sie dann sorgsam bedecket worden, damit ihnen das allzugrelle Liecht nicht schade.« Die Begleitung bilden »Löffel-Krammer« aus den Weltteilen Afrika, Amerika, Asien und Europa. Des weiteren folgen in dieser Kolonne Gefäfse mit eingemachten Lungen, Kälberfüfsen und Eutern, Pasteten von Hühner- und Taubenfleisch, die — »damit nicht gähling der rauhe Lufft der zarten Jugend schadete, hermeticè geschlossen worden«, — vier Schlitten »mit unterschidlicher zur Artilleri gehörigen Munition«, als eine Kiste von »mit Speck gefüllter Knödl-Bomben, eine andere von Leber-Granaten, die dritte von Schweinernen, auf den Rost zuvor wohl abgedörrten Wurst-Lunden, die vierte von scharffgeladenen Bluntzen-Patronen. Die Dräxler und Sailler hatten hierbey die Convoy, jene, damit die Bomben und Granaten der Runde nicht vergesseten, dise, auf dafs die Lunden und Patronen wohl gebunden bliben.«

An diese schliefsen sich vier »grosse ansehnliche Tafl-Stuck« als »Viertl-Cartaunen«, deren »Laffeten oder Vehicula gleichsam per modum eines Zugemüfs die Kräutler herschaffen.«

»Bis daher nun erstreckte sich das Commando defs Herrn Obrist-Lieutenant Voressen, welcher jedoch aufs angebohrner Mildigkeit, damit zugleich seine Pagage lüfftiger beförderet, und zugleich der Nachkommenden der Weeg erleuchteret wurde, weifslichist angeordnet, dafs seinen Zug weisse und braune Bierschenck beschliesseten.« Eine durstige Musikantenbande fühlt sich von dem »angenehmen Geruch dises Liqueurs« angezogen und bildet den Abschlufs der ersten Kolonne und die Überleitung zur folgenden.

Diese, in der allerlei in- und ausländische Braten und ein Fafs Wein unter sorgsamer Bedeckung geführt werden, ist in ähnlicher Weise angeordnet, desgleichen die dritte Kolonne mit einem Reichtume von Wildpret und edlem Geflügel. »2 Teutsche aus Burgund, und ein Frantzos aus Campanien und ein Welscher dal monte Pultiano« figurieren als Vertreter der Getränke ihres Landes.

In der vierten und letzten Kolonne aber befindet sich »nur allein die noch frische, und der Massacre entzogene Trouppen. Weilen es aber meisten Theils solche waren, die entweders zarten Jugend oder zähen Alters halber verschonet worden, liesse er auch dise nicht zu Fufs ausmarchiren, sonderen wurde verschidenen aufgebotten, selbe auf Schlitten zu transportiren. Voraus fuhre der General-Adjutant Herr von Oberkoch cum suo cognato.« Dann zieht Geflügel, Stallvieh, Wild vor uns vorüber, von Bauern, Metzgern und Jägern eskortiert. »Endlich beschlosse den gantzen Zug en suit defs zweyten Theil seiner Leib-Guarde, und unter herrlichen Schall der Kuchenburgischen Trompeten und

Paucken, Ihro Excellenz Herr General Fleischmann in eigner schweren Persohn ... in Bedienung 2 Lauffer ... und 2 Heyducken.«

Der burleske Text schliefst mit den Worten: »Es ist aber mit keiner Feder zubeschreiben, was grosses Leydwesen bey disen Abzug das gute Hunds-Volck getragen: sie schreyeten und heuleten, als wolten sie von Sinnen kommen. Ja, ich habe mir gantz glaubwürdig erzehlen lassen, der grosse Laelaps habe hierbey die hell-liechte Zäher geweinet.

P. S. Eben jetzt lauffet die Zeitung ein, es seye Monsieur Surkruot mit einem Detachement Häring denen Flüchtigen nachgeschickt worden, um alle Bier- und Weinschenck widerum einzuhollen. Und dises gantz weislich: dann wie kunten wir wohl ohne selbe durch die liebe Fasten subsistiren?«

Spricht uns aus dieser Fastnachtsschlittenfahrt ein lebenslustiger, dem materiellen Genusse keineswegs abgeneigter Humor an, der nichts weiter will, als fröhliches Lachen erregen, so tritt uns in einer Schlittenfahrt der »Herren Studenten zu Landshut« vom Jahre 1766 ein jeder Lebenslust abgewandter Sinn entgegen. Die Darsteller wollen durch ihren kostümierten Umzug keine Heiterkeit erwecken, sie wollen bekehren, vor den »falschen Propheten« warnen: ihre Schlittenfahrt soll eine populäre Predigt ohne Worte sein. Das Thema derselben lautet: »Antichrist Oder Der von dem Vater der Lugen gesandte After-Mefsias.« Um keinen Zweifel darüber zu lassen, welches die Absicht der Studierenden, verkünden sie in der Einleitung des beschreibenden Textes (Bibl. Nr. W. 1721 gl.) »Antichrist, der aus lauter Bofsheit zusammen gemachte, und von der Höllen als ein teuflisches Kunstuck ausgebrüttete Antichrist soll zu unseren Absehen dienen. Dieses erbofste Gemüth, was es für ein Nater-Brut in seiner Brust ernähre, können wir aus diesen, den After-Mefsias vorlauffenden Lugen-Propheten, und vergiffteten Ertz-Ketzeren, die unsere H. Mutter mit einen mehr als teuflischen Hafs zwar anfallen, aber nicht übergwältigen mögen, grossen theils ersehen.« Vor diesen sei zu warnen, da sie ihre »Schalckheiten« unter den Schafsfellen verborgen halten. »Darum dann meine Herren Landshuter bitten wir euch: Hütet euch von den falschen Propheten, die den unschuldigen Seelen nachstellen: und damit ihr euch von diesen abscheulichen Mifsgeburten zu hütten wisset, werden wir euch dieselbe lebhafft, so viel es unsern geringen Verstand möglich, und die Zeit zulasset, vor Augen zu stellen uns befleissen.«

Der seltsame Zug beginnt mit »den drey Höll-Furien, welche mit einen Fahnen, und Fackl bewaffnet den jämmerlichen Krieg und erschröckliche Niderlag des Antichristes ankünden.« Ein Musikantenschlitten trennt dieselben von den drei Schwestern Sünde, Heidentum und Ketzerei »als grausame Vorbothen, die diesen vergiffteten Basilisken vorgeloffen sind.« Und nun tritt ein buntes Gewürfel jener »grifsgramenden Wölfe« auf, die als Apostel des Antichrist bezeichnet werden. Die antike Welt, das Zeitalter der Kirchenväter, die kirchlichen Sekten älterer und neuerer Zeit stellen ihre Kontingente. Um dieselben zu charkterisieren, greift man zu den wunderlichsten Mitteln. Die »Sapientes oder die Weise genennet« erhielten zum Vorreiter einen Narren; Wiclef, dem Vorläufer der Kirchenreformation, wurde ein Metzger als Begleiter zugeteilt, da er »ein lauterer Ochs, dahero er nicht umsonst von Ochsfurt gebürtig war«; Luther erschien in Begleitung eines Kochs, da er die Irrlehren führer Ketzer »wieder aufgewärmet und für frische verkauffet.« Dafs die

»Flagellantes oder die Geisler« einen Wundarzt im Gefolge haben, ist immerhin zu verstehen, ihr Auftreten im Zuge wird durch die Worte motiviert: »Haben ihren Ursprung in Deutschland genommen, dieser Anfangs löbliche Brauch zu Geislen ist endlich in eine Kezerey verwandlet worden.« Überraschend und drastisch aber wirkt die Einführung eines Kaminfegers als Geleiter der Puritaner. Begründet wird dieselbe durch die scharfe Bemerkung: »Die Puritaner . . . wolten für rein angesehen werden: stancken doch ärger als die Böck.«

Den Schlufs dieses höchst eigenartigen Aufzuges bildet die nähere Umgebung des Antichrist. »Die zwölf After Apostel; Jeder mit seinem Vorreiter. Nach den Apostelen folgen die Hocherleuchte Scilicet After Evangelisten. Nach diesem endlich kommt weis GOtt wan! der Vater aller Erz-Ketzer, die . . . wind-Grube[1]) aller Laster, nemlich der Antichrist. Dem rebellischen Sohne folgt der Vater der Lügen.«

Um jeder abfälligen Kritik von vornherein zu begegnen, wird hinter dem Zuge in einem Schlitten »Zoilus an einer Hundes-Kette gefangen« einhergefahren »zu zeigen, dafs die Beschnarcher zwar bellen aber nicht beissen könen.«

Bisweilen verflüchtigt sich der Landshuter Kampf- und Bekehrungseifer zu einem ziemlich harmlosen Moralisieren, in dem aber doch von Zeit zu Zeit die dogmatisierende Tendenz zum Durchbruche kommt. So in dem »Winter und Sommer moralisch und satyrisch in einer Schlittenfarth zu Landshut vorgestellt von denen Herren Studenten des Studii Generalis Thomistici den 28. Jenner 1768.« (Bibl. Nr. W. 1721 gn.) Hier besteht der ganze Zug aus zwei Kolonnen —, jede angeführt durch einen »Musikalischen Vorzug« —, die in einer stattlichen Reihe von Schlitten Personifikationen derjenigen Eigenschaften, die für den Winter und für den Sommer charakteristisch sind, dem Publikum vor Augen führen. Der poetische Vorwurf hat den Verfasser der erläuternden Beschreibung zu Versen begeistert, die vor allem die Aufgabe haben, den oft etwas dunklen Zusammenhang zwischen dem Inhalt der einzelnen Schlitten und deren kostümierten Vorreitern klar zu legen. Die ersten drei Schlitten enthalten den Reif »mit einem kühlen G'spafsmacher«, den Schnee »mit der Eitelkeit der Welt« und die Kälte »mit einem Zitterschlager«; ihnen folgt »der Eiszapf mit einem vollgesoffenen Zapfen deren Vorreiter der Eislebische Prophet mit seinem sogenannten Catechismusglafs«. Die etwas unklaren begleitenden Verse lauten:

»Wann sich viele Tropfen mehren
Und in Frost zusammen kehren,
Nennt man es ein Zapf von Eifs.
Solcher Zapfen ware eben
Der Prophet von Eisenleben
Wie die ganze Welte weifs.«

Und nun folgen allerlei Mitgaben des Winters, die durch allgemein gehaltene, moralisierende und didaktische Sprüche ihre besondere Prägung erhalten. Der Nordwind wird mit der Hoffart verglichen, der Sturm überhaupt mit den Ketzereien und Schwärmereien; das trübe Gewölk gibt Veranlassung, denen eine Verwarnung zu erteilen, die »in beständig Neid und Grollen, Den sie doch ablegen sollen, ja in stäten Zorn und Hafs« leben. Ein Schlitten fährt den »kurzen Tag und lange Nacht, deren Vorreiter die Aegyptische Finsternufs.« Der ermahnende Ton ist hier besonders eindringlich:

1) Die ersten Buchstaben dieses Wortes sind durch das Beschneiden des Heftes fortgefallen.

»Kurzer Tag das Leben neiget, Drum soll man in Lustbarkeiten,
Lange Nacht den Tod anzeiget Und in den erlaubten Freuden
Ja, den Weeg zur Ewigkeit. Denken an die Seeligkeit.«

Dann wird bildlich dargestellt, dafs der Winter in seinem Gefolge »Melancolie und Langweil« habe, der man durch die Freuden der Fastenzeit zu begegnen suchen müsse. Es wird aber sofort ein Schitten angefügt, der »das desperate Fastengesicht, dessen Vorreiter ein vacierender Koch« dem Volke zeigt. Die Begleitverse bemerken:

»Vor den Thron des Höchsten tretten Dann schier allzeit Fastnacht haben
Fasten, Wachen, Büssen, Betten Sich mit Fleisch und Würsten laben
Sollt bey Menschen öfters seyn: Trüg der Seele gar nichts ein.«

Den Abschlufs der Winterkolonne bildet ein Wagen mit Insassen, die unter den Unbilden des Frostes leiden müssen; zum Vorreiter ist ein Wundarzt ausersehen. Dazu meint der erklärende Text:

»Händ, Füfs, Nasen, Barth und Ohren Aber G'fröhr in Kopf curiren
Sind im Winter gnug erfrohren, Ist kein Sach zum practiciren
Doch diefs alls noch heilbar scheint. Weil sie nicht zu heilen seynd.«

In der zweiten, der Sommerkolonne, zieht zunächst die heitere Luft, »dessen Vorreiter die Sonn«, auf; Gärtner und Gärtnerin, Vogelsang, Hitze, Ausdünstung, Blitz, Donner und Regenschauer folgen. Die Ausdünstung erhält zum Vorreiter einen Fackelträger. Die Reime suchen diese Wahl zu erklären. Blitz und Donner bieten Anlafs zu der Vermahnung

»Nach den Donnern, nach den Knallen Bist vielleicht ohn dein Verhoffen
Nach den Blitzen, nach den Schallen Plötzlich von dem Streich getroffen
Folgt der helle Sonnenschein: Schick dich nur gedultig drein.«

In ähnlicher Weise dient die Vorführung der »auf einmal gäher massen eingefallenen grossen Sonnenhitze«, der Mondfinsternis, die sich im Juni ereignen würde, der Ernte u. s. w. zur Betonung der sittlichen Prinzipien. Dazwischen durch erhält dann auch das anspruchlose Behagen an den Freuden des Sommers sein Recht. Der »abkühlende Schatten«, der »Sommerpalais«, der »Merzenkeller« erhalten Worte der Anerkennung, selbst die Jagd wird gefeiert.

Den Schlufs macht dann ein Wagen mit »Grafsmenschern, Heuleuthen, Schnittern, Dreschern etc.«

Auch diesmal glaubt sich der Verfasser des Textes jede Kritik der festlichen Veranstaltung verbitten zu müssen. Es lautet daher die Schlufsbemerkung: »Wer Lust und Lieb hat, diese Schlittenfarth entweder wegen der Ordnung, oder Kleidung zu tadlen, der ist höflichst eingeladen, sich in dieser Kälte um Mitternacht auf ofentlichen Platz zu stellen, damit er seinen kritischen Gedanken längere Audienz geben könne.« —

Es ist eine völlig andere Welt, in die uns die Augsburger Schlittenfahrt hineinführt. Schon der lateinische Haupttitel des beschreibenden Textes deutet eine gewisse Feierlichkeit an. Der Gesamttitel lautet: »Augusta commune emporium Oder Augspurger Dult Von denen Augspurgischen Herren Studenten in einer Schlittenfahrt zur erlaubten Zeitvertreib vorgestellt Im Jahr 1755.« (Bibl. Nr. W. 1721 d.) Und der Zug selbst macht den Eindruck, als hätten die Studenten diese Gelegenheit weniger benutzt, um übermütiger Karnevalslust Ausdruck zu geben, als um ihre Freude an dem grofsstädtischen Handel und Wandel der Stadt Augsburg zu zeigen. Charakteristisch sind die ein-

leitenden Bemerkungen: »Die breite Welt weist von Augspurg zu sprechen. Wenig Länder seynd, welche nit ihre berühmte Künstler, und Künsten, grosse Werbung und Handl mit selbst eigner ihrer Zierde und Nutzen bewunderen. Wir haben geglaubt uns erlaubt zu seyn zu einer wenigist geringer Ergötzung der Augen und des Gemüths selbes in etwas, und in dem Schatten vorzustellen. Wir bringen etwas von Gewerb, und von Künsten, wir führen für nähe, und weit entlegene Nationes, so weit sich nemlich das gewerbliche Augspurg erstrecket, wir machen sie einkauffen, und also mit Waaren beladen von diser allgemeinen Dult widerum nacher Haufs kehren. Die Götter als grofsmächtigste Gönner und Schützer der so schönen Künsten, und Bemühungen haben auch Antheil zu nehmen geruht. Das Publicum herentgegen wird gebetten vieles mit Dencken zu ersetzen, und wann wenig Zeit zu Lachen, gütig zu betrachten, dafs auch wenig Zeit gewesen zu machen.«

Um doch wenigstens ein äufseres Zugeständnis an die Karnevalszeit zu machen, gehen dem Zuge »2 Arlequins«, von 4 Trompetern begleitet, voraus. Die eigentliche Einleitung bilden dann der Friede, der den Kriegsgott als den »allgemeinen Stöhrer des freyen Handels und Wandels unter denen schönen Künsten« gefesselt führt, Merkur »mit dem Titul: Die Götter verkauffen alles um die Arbeit« und mit dem »Genius industriae« und als dritter Jupiter, »der grosse Gönner und Schützer der schönen Künsten.«

Dann folgen Goldschmiede, Kaufleute, »ein gefährliche Stein-Klippen für die Kauffarthey Schiffe, auf welcher sitzt der Herr Fallit ein grosser Windmacher«, Seidenhändler, Bildschnitzer, Wollenweber, Kürschner, Drechsler, Perrückenmacher, Tabakhändler, Schlosser und Schmiede, Buchhändler, und sonstige Gewerbtreibende; dazwischen bewegen sich die Götter, soweit sie zu Kunst und Industrie in irgendwelcher Beziehung stehen, die personifizierten Jahreszeiten, Türken, die mit ihrer Nationalmusik vom Markte zurückkehren, Ausländer, die auf der Dult Kostbarkeiten erhandelt haben, und mancherlei andere ungewöhnliche Erscheinungen.

Den Abschlufs der Hauptabteilung bildet ein »Bilder-Krammer«, der des »Fortunati Wünsch-Hüetlein mit Gold und Silberschnitt ... in die mifsvergnügte Welt« trägt.

In der Nachhut, »Gmisch, Gmasch, oder ordentliche Confusion« genannt, befindet sich ein buntes Nebeneinander aller möglichen Berufsarten als Kartenmacher, Schneider, Pfannflicker, Lederer, Saitenmacher, Sattler, Weber u. s. w., die von Marktschreiern mit Raritäten und allerlei Tand begleitet werden. Müfsiggang, Faulheit und ein Schlitten mit »allerhand ligenden und fahrenden Strafs-Gütlein als Contraband-Wahren, die denen guten Künsten nit anständig in Narragonien« machen den Schlufs des Aufzuges.

Man wird nicht umhin können, den Münchener Veranstaltungen dieser Art mehr Humor, den Landshuter mehr Originalität zuzugestehen, aber die Augsburger Art und Weise wird wol dem modernen Geschmacke am meisten Rechnung tragen. Sie bildet gewissermafsen den Übergang zu den modernen Festzügen, die sich in historischen Reminiscenzen und in der Betonung des gewerblichen Lebens gefallen, aber mehr und mehr aus dem engeren Rahmen studentischer Vergnügungen herausgetreten sind.

Nürnberg. Th. Volbehr.

Die Helme aus der Zeit vom 12. bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts im germanischen Museum.

Vor Jahren schon hat der Verfasser dieses Aufsatzes im »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit« Beiträge aus dem germanischen Museum zur Geschichte des Waffenwesens aus dem Mittelalter, aber auch einzelne Waffen aus späterer Zeit veröffentlicht, sowie einzelne, kleine, hieher gehörige Aufsätze auch in diesen »Mitteilungen«. Es war dabei weniger darauf abgesehen, neue Gesichtspunkte zu eröffnen, noch Material zum ersten male zu geben, welches so wichtig wäre, dafs es dasjenige in den Hintergrund zu schieben vermöchte, welches, anderen Sammlungen entnommen, seither bei Betrachtung der Waffengeschichte zunächst Berücksichtigung gefunden hätte, denn als ganz neu entstehende Sammlung hatte man bis dahin die des germanischen Museums gar nicht zu berücksichtigen gehabt. Es lag mehr daran, zu zeigen, dafs das Museum durch die Unermüdlichkeit, mit welcher es sein Ziel verfolgte, nach und nach Einiges erworben hatte, das der Beachtung wert war, dafs es aber nicht blofs in seinen Waffenbeständen, sondern auch in Miniaturen und Handzeichnungen, in Originalskulpturen und Abgüssen Material gesammelt habe, so dafs es immerhin damals bereits nicht unwichtige Beiträge für das Studium Jenen bieten konnte, welche um eines solchen willen die Waffensammlung und die sonstigen Museumssammlungen betrachteten. Wenn auch kaum eine Abteilung schwieriger zu bilden und zu vervollständigen war und noch ist, als die Waffensammlung, wenn die hohen Preise uns nötigten, auf so manches zu verzichten, welches wir zu erwerben Gelegenheit gehabt hätten, so war ja doch dem festen Willen manches erreichbar geworden, und was damals veröffentlicht wurde, war weitaus nicht alles, was unser Museum bieten konnte. Es ist daher mehr dem Umstande zuzuschreiben, dafs die vom Museum herausgegebenen Zeitschriften auch anderen Zweigen der Kulturgeschichte Rechnung zu tragen hatten, um unsere vielen Freunde zu befriedigen, von welchen ja mancher anderen Zweigen mehr Interesse entgegenbringt, als gerade der Waffensammlung, dafs jene Aufsätze abgebrochen wurden. Nachdem nun aber bereits eine längere Pause eingetreten war, als die Sulkowskische Sammlung erworben werden konnte, und zugleich andere Bereicherungen erfolgten, so fafste der Verfasser sofort den Gedanken, jene Aufsätze wieder aufzunehmen, um wieder eine Anzahl merkwürdiger Waffenstücke den Freunden der Anstalt vorzuführen, welche ja doch mit grofsem Interesse diese Erwerbung begrüfst und sofort beträchtliche Gaben der Anstalt zugewendet haben und noch zuwenden, um ihr jene Erwerbungen zu erleichtern.

Leider ist die Sammlung auch durch diese Erwerbungen noch nicht so systematisch abgerundet, dafs ein etwa jetzt schon in Druck gegebener Katalog derselben ein Bild des Waffenwesens in seiner gesamten Entwickelung geben könnte. Es mufste also die Bearbeitung eines druckfähigen Kataloges noch immer verschoben werden; doch ist das Material schon so reich, dafs es sich lohnt, die Aufsätze nicht mehr in solch bunter Reihe sich folgen zu lassen, als damals, son-

dern systematisch, als Vorarbeit zu dem Kataloge, das gleichartige zusammenzufassen. Es sollten also die sämtlichen Stücke der einzelnen Waffengattungen zu Gruppen vereinigt betrachtet werden, wobei sich natürlich nicht vermeiden läfst, auf Einzelnes zurückzukommen, welches in den früheren Aufsätzen betrachtet ist. Es war beabsichtigt, z. B. die ganze Reihe der Gesamtrüstungen im Zusammenhange zu betrachten, ebenso die Helme, die Schilde, die Schwerter, die Speere und sonstigen Stangenwaffen, den Pferdezeug, den Turnierzeug, Bogen und Armbrust, Geschütze und Handfeuerwaffen u. s. w. Der Verfasser begann das Material für eine Reihe solcher Aufsätze zu studieren und zu bearbeiten. Längst sollten die Arbeiten veröffentlicht sein, gewissermafsen als Seitenstück zu Viollet-le-Duc's Arbeit in seinem Dictionnaire du mobilier français; allein Krankheit hinderte deren Fertigstellung, obwol teilweise nur wenig mehr daran zu thun ist. Hier erscheint nun der erste Aufsatz. Er würde wol nicht der erste geworden sein, wenn nicht die Studien dazu am weitesten gediehen wären. Ein zweiter, die Helme des 16. und 17. Jahrhunderts umfassend, wird hoffentlich in nicht zu langer Zeit folgen dürfen, falls nur der Gesundheitszustand des Verfassers es möglich macht, auch diese Arbeit zum Abschlusse zu bringen. Gelingt dies nicht, gelingt es nicht, weiter zu kommen, so möge ein noch mehr Berufener die Sache in die Hand nehmen. Das Material ist interessant genug, um auch den besten Bearbeiter anzulocken und die Dankbarkeit vieler Leser wird ihm sicher sein.

I.

Die ältesten Helme.

Wenn wir das Wort »Helm« nicht als Bezeichnung für eine oder mehrere bestimmte Formen, sondern als Sammelnamen für alle eisernen, bezw. stählernen Kopfbedeckungen auffassen, welche den Schutz des Trägers gegen Angriff mittelst Waffen bezwecken, so tritt uns in der Waffensammlung des Museums eine stattliche Reihe von Stücken, teils einzelner, teils zu ganzen Rüstungen gehöriger, entgegen, welche dem Mittelalter entstammen, als dessen Abschlufs wir noch, mindestens auf diesem Gebiete, die Zeit des letzten Ritters, Maximilians I., anzusehen haben.

Die Zeit bis zum 12. Jahrhunderte ist, wie der Kundige weifs, schwer zu vertreten, weil der metallene Helm überhaupt von der Völkerwanderung bis zum 11. Jahrhunderte nicht jene Rolle spielte, wie später, und weil, da offenbar nur wenige solcher Helme überhaupt getragen worden sind, sich nur eine ganz verschwindend kleine Anzahl überhaupt erhalten hat. So grofs die Zahl der Gräber ist, welche man in den letzten Jahrzehnten geöffnet hat, in denen germanische Krieger vom 4. bis 9. Jahrhunderte beigesetzt worden sind und in welche man ihnen die im Leben geführten Angriffs- wie Verteidigungswaffen mitgab, so reich die Ausbeute dieser Gräberöffnungen an Waffen und Waffenresten war, so vollständig wir demgemäfs das Waffenwesen jener Zeit studieren können: der Helm ist uns daraus nicht bekannt geworden, weil die Gräber keine Helme enthielten. Was uns die Miniaturen, die wir vom 9. Jahrhunderte ab zu Rate ziehen können, bieten, sind nur die allgemeinen

Formen; sie regen aber so manche Zweifel über Material und Konstruktion an, und wir werden eben doch noch Funde erwarten müssen, bis wir berechtigt sind, aus den Miniaturen allein mehr als Andeutungen entnehmen zu wollen. Soviel geht freilich aus denselben hervor, dafs der Kampf mit blofsem, unbedecktem Haupte, wie er ja auch aus manchen Darstellungen sich erkennen läfst und wie er ursprünglich allgemein war, für die spätere Zeit nicht mehr als Regel gelten kann. Es müssen also wol die Helme aus anderem, vergänglicherem Stoffe gefertigt worden sein. Von jenen wenigen Stücken, die man der in Rede stehenden Zeitperiode zuschreiben zu können glaubt, hat das Museum nichts. Aber auch andere Museen sind nicht besser daran. Ob wir jene Helme, die zu Falaise gefunden sind, über welche Ch. d. Linas gehandelt[1]), und die er nordischen Seeräuberfürsten zugeschrieben hat, als solche jener Zeit betrachten dürfen, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Wir würden in denselben eher Arbeiten der klassischen Zeit sehen, wie sie die römische Provinzialkunst hervorgebracht, oder vielleicht Barbaren unter dem Einflusse der klassischen Kunst gefertigt haben, als so späte germanische Arbeiten. Mit den strengen, ernsten Formen der aus den Gräbern zu Tage gekommenen Waffen harmonieren sie so wenig, als mit dem, was uns die Miniaturen zeigen.

Wir wissen aus den Schriftquellen der frühen Zeit von »Eberhelmen«. Aber wie sie aussahen? Im Museum zu Kopenhagen finden sich zwei Bronzetäfelchen, deren jedes zwei Figuren enthält, und die wol als Gürtelschmuck angesehen werden können[2]). Aber aus welcher Zeit stammen sie? Die eine Figur trägt als Larvenhelm ein Eberhaupt, welches wie ihr eigenes erscheint; zwei andere tragen einen formlosen Helm, der oben durch eine Eberfigur überdeckt ist. Irgendwelche weitere Anhaltspunkte für diese Form der »Eberhelme« finden sich in keiner bildlichen Darstellung und wir müssen als die älteste mittelalterliche Helmform jene ansehen, die in karolingischen Miniaturen vorkommt[3]). Wir möchten nicht annehmen, dafs sie aus Eisen sind, denken vielmehr eher an Leder, vielleicht mit Filz gefüttert und mit Horn überzogen. Den Kamm können wir etwa aus Kupferblech getrieben ansehen. Hüte dagegen haben sich gefunden, welcher dieser Zeit angehören und es wird unten davon die Rede sein. Anders sind zwei Helme, welche in England gefunden wurden

---

1) Revue archéologique. Nouvelle Serie, V, p. 225 u. Taf. V. Zitat von Viollet-le-Duc in seinem Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'epoque Carlovingienne à la Renaissance t. VI, p. 97, der sie abbildet und geneigt ist, Linas zu folgen.

2) Montelius, Führer durch das Museum vaterländischer Altertümer in Stockholm. Übersetzt von J. Mestorf. Hamburg 1876, S. 91.

3) Essenwein, kulturhistorischer Bilderatlas II, Taf. XVII. Wenn wir im Verlaufe des Aufsatzes so oft als thunlich diesen Band zitieren, so verweisen wir auf das, was wir in demselben über seinen Wert selbst gesagt haben. Da es sich hier jedoch nicht um besondere historische Forschungen handelt, so werden uns die Leser dankbar sein, wenn wir sie nicht nötigen, zu viele Originalquellen selbst durchzusehen, und so viel als möglich dieselben schon vereinigt ihnen darbieten. — Es soll, wie die Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kst. Jhrg. X, Heft 4, S. 396 meldet, in allerjüngster Zeit ein karolingischer Helm gefunden worden und in das Paulusmuseum zu Worms gekommen sein; wir dürfen hoffentlich auf baldige Veröffentlichung eines solch wichtigen Stückes rechnen.

und dort aufbewahrt werden[4]). Es sind aus vier im Scheitel sich treffenden Bügeln gebildete, glockenförmige Gerüste, die sich auf einer Stirnspange erheben. Auf der Spitze des einen ist ein Eberbild. Diese Glocke ist nur das Gestelle für einen Helm aus Leder, Horn, Filz oder dgl. Erst mit diesen befinden wir uns auf greifbarem Boden. An sie schliefst sich der ähnlich geformte »Helm Heinrichs des Löwen« an, welchen Lindenschmit mit Recht dem 10. Jahrhunderte zuschreibt[5]) und der aus sechs Spangen von Bronze seine Kuppel bildet, die mit Eisenplatten ausgefüllt ist. Dafs einige Helme, welche sich in Kirchenschätzen erhalten haben und als Reliquien von Heiligen (so ein Helm

Fig. 1.

in Prag als jener des heiligen Wenzeslaus) angesehen werden, in der That noch dem 9. bis 11. Jahrhunderte angehören, ist ebenso sicher als die Thatsache, dafs sie, unter festem Verschlusse gehalten, dem Studium wenig zugänglich sind, wie der Prager Helm, den Bock in seinem Werke über die Reichskleinodien zu publizieren in der Lage war; leider nur von einer Seite. Es scheint eine aus zwei Teilen getriebene Glocke zu sein. Ein Stirnreifen ist noch daran; ebenso ein Nasenschutz[6]).

Die Darstellungen des 11. Jahrhunderts, insbesondere jene des Teppichwerkes von Bayeux[7]), zeigen geradezu konische Helme mit Naseneisen, unten

4) Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde S. 256 u. 257.
5) das. S. 258.
6) vgl. Essenwein, kulturhistorischer Bilderatlas II, Taf. XIX.
7) das. Taf. XXV.

mit einem meist umgeschlagenen, senkrechten Randfriese und vier im Scheitel sich treffenden Bügeln, wie solche der angebliche Helm Heinrichs des Löwen hat. Nach einer Miniatur des 11. Jahrhunderts aus der im germanischen Museum befindlichen Merkelschen Sammlung[8]) geben wir hier in Fig. 1 einen mit solchem Helme versehenen Krieger wieder, der auffallend jenen von Bayeux ähnelt.

Das Museum darf es schon als besonderen Vorzug ansehen, dafs es ein Stück besitzt, welches aus dem 12. Jahrhunderte stammt und die chronologische Reihe eröffnet. Es ist der in Fig. 2 u. 3 abgebildete Helm, der aus Einem Stücke besteht. Derselbe hat eine Höhe von 22 cm. und ein Gewicht von 1,91 kgr. Er ist aus Eisen geschmiedet. Wir haben die Vorder- und die Seitenansicht

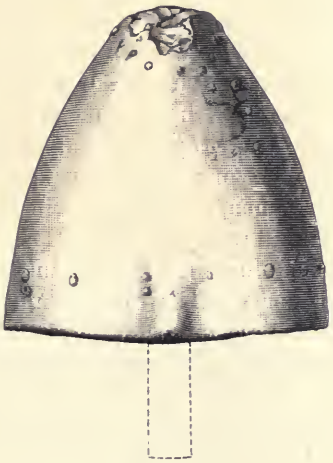


Fig. 2.

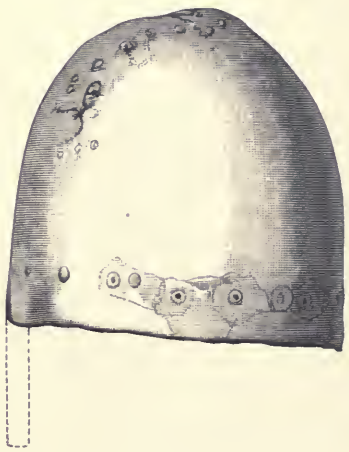


Fig. 3.

desselben gegeben und zwar gleich allen folgenden in $^1/_5$ der wirklichen Gröfse. Von der Seite gesehen hat er eine ovale Form, wie solche einige Helme im Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg zeigen[9]); von vorn dagegen ist er beinahe als konisch zu bezeichnen und erinnert noch an den Helm des heiligen Wenzeslaus. Er ist stark mitgenommen und in alter Zeit geflickt, wobei er von seiner ursprünglichen Höhe etwas eingebüfst hat. Man sieht daraus, dafs er zur Zeit seines Gebrauches von seinem Besitzer geschätzt und daher, als er im Kampf durch einen Schwerthieb eine Beschädigung erhalten hatte, durch welche wol der Hieb so geschwächt wurde, dafs er nicht mehr in das Haupt des Trägers eindringen konnte, von demselben nicht bei Seite geworfen, sondern ausgebessert und ferner benützt wurde. Ohnehin hatte die grofse Höhe, die weit über den Scheitel emporstieg, den Zweck sicheren Schutzes. Er hatte auf seiner Höhe offenbar einen leichten Grat; die Form

8) Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit 1881, Sp. 1.

9) Engelhardt, Herrad von Landsperg . . . und ihr Werk: Hortus deliciarum. Stuttgart 1818, Taf. III. VI.

nach den Seiten ist so gewählt, dafs das Schwert des Gegners abgleiten sollte; durchhieb dasselbe aber in Folge der Wucht des Schlages den Scheitel des Helms, so mufste es abwärts gehend noch ein Stück der Vorder- und Rückseite des Helmes durchschneiden, bevor es den Kopf traf, der sodann noch mit einer Polsterung gedeckt war, so dafs es in der That eines tüchtigen Schwabenstreiches bedurfte, um den Helm samt dem Schädel zu spalten. Die Reste einer Reihe von Nieten befinden sich über der Stirne. Sie mögen dazu gedient haben, die Polsterung zu befestigen. Der untere Rand ist etwas unregelmäfsig; man könnte also annehmen, dafs er nicht mehr ursprünglich, sondern nachgehauen ist, wobei auch der ursprünglich vorhandene Nasenschutz verloren ging[10]).

Es darf kaum angenommen werden, dafs der untere Rand eine Reihe von Löchern neben einander hatte, in welche, wie bei den Beckenhauben, von welchen sofort die Rede sein wird, das Ringgeflechte der Brünne eingewoben wurde; dafs ein Nasenschutz vorhanden war und derselbe nicht flach, sondern annähernd nach der Form der Nase gebildet war, zeigt der Rest des kleinen Hügels über der Nasenwurzel. Von Interesse ist eine Unebenheit auf der Seite, ein klein wenig hinter der Mitte, aus welcher hervorzugehen scheint, dafs eine Art von Sturmband, wol zur Befestigung des auf dem Kopfe balanzierenden Helmes, vorhanden war, dessen Ansatz jene Spuren hervorgerufen und zurückgelassen hat. Wenn solches zur Verwendung gekommen ist, können wir nicht annehmen, dafs das Kettengeflechte am Helm befestigt war.

Verwandt mit diesem Helme ist ein ähnlicher im Musée d'artillerie zu Paris, der, aus Kupfer hergestellt, vielleicht ein wenig höher war, im oberen Luftteile über dem Kopfe aber einige Löcher hat, die wir nicht als ursprünglich ansehen können, denn sie müfsten ja der Lanzenspitze des Gegners Gelegenheit gegeben haben, den Helm zu fassen, mit Hebelkraft den darunter befindlichen Träger aus dem Gleichgewichte zu bringen und vom Pferde zu werfen. Dafs solches mitunter versucht worden sein mag, zeigt ein gleichfalls geflicktes Loch unter der Spitze unseres Helmes, welches in dieser Form nur durch einen Speerstofs entstanden sein kann, aber ebenfalls zu hoch ist, als dafs er noch den Kopf selbst hätte treffen können. Auch beim Pariser Helme dürfte der untere Rand nachgearbeitet und gekürzt sein (?), wobei wol der Nasenschutz ganz weggefallen ist[11]). Von Nieten oder Löchern zur Befestigung eines Polsterfutters ist nichts zu sehen. Die Helme sowol des Teppiches von Bayeux, als bei Herrad, zeigen, dafs sie über die Haube der Brünne gesetzt sind.

II.

Die Beckenhauben.

Eine sehr interessante Erscheinung zeigt sich im 13. Jahrhunderte in dem gleichzeitigen Aufkommen des Topfhelmes und der Beckenhaube, die über-

10) Wir haben in den Figuren 2 u. 3 diesen angedeutet, doch bemerken wir ausdrücklich, dafs wir keineswegs damit auch die ursprüngliche Form andeuten wollten, für welche gar keine Anhaltspunkte vorliegen, vielmehr diese einfache formlose Darstellung gerade deshalb gewählt haben, um nicht über eine Andeutung hinauszugehen. Der Helm ging aus einer Wiener Sammlung in die unserige über.

11) Viollet-le-Duc a. a. O. Bd. VI, S. 103, Fig. 11.

einander getragen wurden, so dafs die Beckenhaube aus leichterem Bleche auf dem Kopfe lag, der Topfhelm aus sehr schwerem darüber gestülpt wurde.

Miniaturen und Skulpturen des 13. Jahrhunderts zeigen uns an der Brünne eine Haube aus Kettengeflecht, welche den ganzen Kopf deckt, angewoben, über welche jedoch die offenbar ritterlichen Träger derselben einen Helm nicht gestülpt haben[12]), die aber wol mitunter schwere Falten auf dem Kopfe bildete. Wir brauchen deshalb jedoch nicht anzunehmen, dafs sie ohne Helm in den Kampf gingen. Vielmehr können wir denken, dafs er erst im Augenblicke des Kampfes über den mit Kettengeflecht bewehrten Kopf gestülpt wurde, und so mag es im 12. Jahrhunderte auch schon der Fall gewesen sein. Das Aufkommen des weiten Topfhelmes mag damit zusammenhängen, dafs eben dieser über die aus Kettengeflecht bestehende, mit der Halsberge ein Ganzes bildende Haube bequem im letzten Augenblicke gestülpt und deshalb gerne gerade so getragen wurde.

Fig. 4.

Fig. 5.

Eine ähnliche Haube aus Kettengeflecht ist auch mit der Brünne des Kriegers verbunden, welcher auf einer Miniatur des germanischen Museums (Miniaturensammlung Nr. 11) dargestellt ist, ohne über derselben einen Helm zu haben [Fig 4] [13]). Unter diesem Kettengeflechte wurde noch eine weiche Polsterhaube getragen. Villard von Honnecourt gibt uns in seinem Skizzenbuche die Zeichnung eines zu Pferde steigenden Ritters[14]). Derselbe hat die an der Brünne befestigte Kettenhaube rückwärts faltig über die Schultern herab-

12) Viollet-le-Duc a. a. O. Bd. VI, S. 88, Fig. 5, nach Skulpturen aus Rheims.

13) vgl. Anzeiger f. K. d. d. V. 1880, Sp. 237 u. 238.

14) Essenwein, kulturhistorischer Bilderatlas II. Bd., Taf. XXXXII, Fig. 9.

hängen und nur eine Polsterhaube auf den Kopf gebunden. So steigt er zu Pferde. Erst wenn er oben ist, zieht er die Haube über die Polsterung des Hauptes und schützt so dasselbe.

Nun aber sehen wir auf einmal im Laufe des 13. Jahrhunderts den Scheitel dieser Kaputze ausgeschnitten und eine flache, aus glattem Bleche hergestellte Haube in denselben eingesetzt und darüber dann den Topfhelm gestülpt. Diese Haube wird als Beckenhaube bezeichnet. Der in Fig. 5 dargestellte Kampf (Elfenbeinschnitzerei im germanischen Museum[15]), zeigt den Ritter nur mit dieser Beckenhaube geschützt.

Die Beckenhaube mag ganz einfach daraus entstanden sein, dafs man es bequemer zum Tragen und billiger in der Herstellung fand, den Scheitel mit flachem, schon nach der Form des Kopfes gebildeten Stahlbleche zu decken und daran erst das Kettengeflecht zu knüpfen, als durch dessen etwaige Falten den Schädel drücken zu lassen. Anfangs hatte diese Beckenhaube, welche uns die Ritter bei abgelegtem Topfhelme zeigen, genau die Kopfform; nicht sie sollte vorzugsweise den Schädel schützen, sondern der Topfhelm. Sie bedurfte daher auch keiner

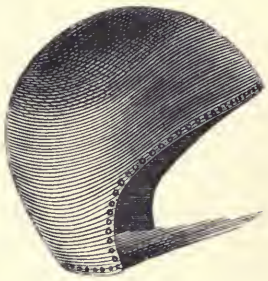


Fig. 6.

besonderen Stärke, noch Höhe. Miniaturen zeigen ein einfaches, der Schädelform anpassend getriebenes Blech, an dessen Rand in Löchern die ersten Ringe des Halsbergegeflechtes befestigt sind. Da aber der Topfhelm sich hoch erhob, so konnte auch die darunter liegende Beckenhaube höher werden, wie wir sofort an mehreren Beispielen sehen werden. Fig. 6 gibt die Nachbildung einer solchen Haube aus der Waffensammlung des Museums. Sie ist schwach im Eisen und hat demnach ein geringes Gewicht. War doch der darüber gestülpte Topfhelm schwer genug! Unser Exemplar wiegt immerhin noch 0,70 kgr. Wir haben dasselbe s. Z. von Herrn Pickert in Nürnberg erworben. Es ist daher wahrscheinlich, dafs es aus dem Dresdener Zeughause kommt.

Wir begegnen hier in Fig. 6 zum ersten male und werden noch öfter Reihen von Löchern begegnen, welche an den Rändern eingeschlagen sind. Wozu dienten diese ursprünglich? Auf alten Abbildungen finden wir sie nirgends. Wir können also nur annehmen, dafs sie dazu dienten, das Ringgewebe der Brünne hier anzuflechten, so dafs, wie heute noch bei den Tscherkessen, ein Stück Blech die Deckung des Hirnes bildet und, davon ausgehend, eine Halsdecke und darunter ein Hemd mit Ärmeln aus Ringen geflochten

15) vgl. Anzeiger f. K. d. d. V. 1886, Sp. 2.

wurde, eine ähnliche Brünne entstand, deren obersten Teil die Beckenhaube bildete. Wir haben alsdann auch auf den Abbildungen eine Befestigung der Ringe an der Haube nicht zu suchen, weil ja Ringe die Löcher ausfüllen. Zwar ist bei der Beckenhaube Fig. 6 das Geflecht nicht mehr vorhanden, und ebenso ist es bei anderen Beckenhauben, die ja ohnehin so selten sind, nicht mehr da. Man könnte also, um so mehr, als noch zwei andere Arten der Befestigung des Ringgeflechtes auftreten, die wir in Fig. 11 und Fig. 14 sehen werden, annehmen, dafs in diesen Löchern das Polsterfutter eingenäht worden sei. Allein abgesehen davon, dafs dieses Futter, je nach der Person, welche den Helm trug, fester und dicker, oder elastischer werden mufste, dafs man also jedesmal ein anderes Polster brauchte, so war es auch bequemer, das Polster auf dem Kopfe selbst aufzubinden, als im Helme fest zu haben. War das Polster unabhängig vom Helme selbst, so kamen auch die auf den Helm fallenden Hiebe nicht so direkt auf den Kopf, wie beim festen Polster. Nun haben wir aber auch den direkten Beweis, dafs das Futter nicht mit der Kettengeflechthaube, also natürlich später auch nicht mit der Beckenhaube verbunden war, in dem aufsitzenden Reiter des Villard von Honnecourt.

Es ist zwar an und für sich gar nicht wahrscheinlich, dafs wir, wenn wir die Helme des Mittelalters in ihren verschiedenen Formen betrachten und sehen, wie sich eine genetische Entwickelung von Form zu Form, Konstruktion zu Konstruktion ergibt, auch das Recht haben, zu behaupten, es müsse diese genetische Reihenfolge absolut mit der chronologischen stimmen, es müsse also in der That aus jeder weniger entwickelten Gestaltung die nächst folgende, mehr entwickelte, sich gebildet haben. Es kommen dabei doch die Individualitäten sowol der Waffenschmiede, als der Träger der Helme, zu sehr in Betracht und mancher Helm von scheinbar älterer, weil weniger entwickelter Form mag erst später entstanden sein, als ein jünger scheinender; allein annähernd im grofsen Ganzen betrachtet, läfst sich doch wol nicht leugnen, dafs die Erfahrung zu einer fortwährenden Weiterbildung geführt hat, die sich auch zeitlich an der genetischen Formenfolge erkennen läfst. Wir glauben deshalb wol davon sprechen zu dürfen, wie eine Helmart sich in eine andere umgestaltete; nur müssen wir auch gelten lassen, dafs Helme der älteren Form noch lange neben der neuen hergingen, dafs andere Waffenschmiede nur Einzelnes annahmen und solchergestalt Zwischenstufen bildeten. Es läge nun nahe, anzunehmen, dafs durch Minderung der Höhe der Helmglocke die Beckenhaube des 13. Jahrhunderts aus der Form unserer Helmes Fig. 2 entstanden sei. Wenn indessen unser Helm über die Halsberge mit ihrer Haube oder Kaputze gestülpt und durch besondere Sturmbänder am Kinn befestigt wurde, so liegt es näher, den ebenfalls übergestülpten Topfhelm von dieser Form abzuleiten, was ja auch insoferne stimmt, als auch der Topfhelm in allen seinen Formen über den Kopf aufsteigt und teilweise eine ähnliche Spitze zeigt. Die Formen desselben sind sehr verschieden. Ältere Stücke sind freilich sehr selten und für manche der Formen haben wir nur aus den nicht zuverlässigen Bildern Anhaltspunkte von zweifelhaftem Werte.

Der Topfhelm war aber schwerfällig und hatte als Kriegswaffe beschränkte Verwendung. Nur bei Turnieren erscheint uns in den Zeichnungen und Miniaturen das ungelenke Waffenstück auf dem Kopfe des Mannes, welcher ja beim Turniere nur ganz bestimmte, der Regel genau entsprechende Stöfse und Hiebe zu er-

warten hatte, denen er entgegensehen konnte, ohne dafs der Helm ihn behinderte, so dafs er diesen um so unbedenklicher tragen durfte, als er ja, wenn gehörig auf dem Kopfe befestigt, Schutz gegen zufälliges Ausgleiten der Lanze des Gegners gegen den Hals hin gewähren konnte. Die Siegel, diese reiche, aber doch auch nur vorsichtig zu benützende Quelle der Belehrung, zeigen uns, wie im 13. Jahrhunderte der Topfhelm im Kampfe getragen, anfangs nicht bis zur Schulter reichte und wie von ihm eine Kette zur Brust des Mannes ging, an welcher er hing und, so hängend getragen, erst im letzten Augenblicke auf den Kopf gestülpt wurde. Nach und nach wurde der Topfhelm länger und stand, wol nur der besseren Befestigung wegen, auf der Schulter auf. War nun der Topfhelm noch mit flatternder Helmdecke und Zimier (Helmschmuck) versehen, so war er ein solches Hindernis für den Träger, dafs er im Kampfe unmöglich getragen werden konnte, ohne den Kämpfenden den schwersten Gefahren auszusetzen. Er mufste im Kampfe abgelegt werden und so zeigt unseres Wissens vom Beginne des 14. Jahrhunderts an keine deutsche Miniatur mehr im Ernstkampfe den Ritter mit anderem, als etwa einfachem, kleinem Topfhelme, meist sogar ohne denselben; Viollet-le-Duc indessen weifs eine Reihe solcher bei Kriegern vorzuführen, die zum Ernstkampf gerüstet sind. Ob alle die Formen, welche er gibt, wirklich in Gebrauch waren? Deutsche Bilderhandschriften zeigen uns erst mit dem Schlusse des 14. Jahrhunderts den Topfhelm wieder im Kriege, jedoch ganz anders ausgebildet und ohne den heraldischen Schmuck. Das germanische Museum besitzt leider keinen solchen Topfhelm des 13. und 14. Jahrhunderts in Original.

Wie sodann im Ernstkampfe die Beckenhauben auch ohne den schweren Topfhelm getragen wurden und demgemäfs die weitere Entwickelung des Helmes ganz von der Beckenhaube ausgeht, wie sie erst wieder höher wird, um wie jener Helm des 12. Jahrhunderts dem Schwerte besser zu widerstehen, dann, wir möchten sagen, dem Stile der Zeit entsprechend, die Rundung aufgibt und spitz wird, wie sich dann ein Visier zum Gesichtsschutze damit verbindet, das können wir im Museum an den Miniaturen, sowie an den Gipsabgüssen der Grabsteine des 14. Jahrhunderts verfolgen, die in langer Reihe im Kreuzgange aufgestellt sind; wie dann die Beckenhaube im Nacken und an den Seiten tiefer herabgeht, wie das Kettengeflechte der Brünne, an besonderen Bügeln aufsen am Helm befestigt, das Gesicht umrahmt, läfst sich ebenfalls aus diesen Grabsteinen ersehen, auf denen meist der Topfhelm mit dem Kleinode der Familie unter dem mit der Beckenhaube versehenen Kopfe liegt.

Wie mit der Entwickelung des engen, ledernen, über dem Kettengeflechte getragenen Lendners, mit dessen nach und nach erfolgender Verstärkung durch Platten die Halsberge, soweit sie mit der Beckenhaube verbunden ist, zu einem Kragen wird, der auf dem Lendner liegt, wie sie sich endlich vom Helme ganz löst und ohne Haube unter der eigentlichen Rüstung als Unterkleid getragen wird, wie, nachdem das Visier sich entwickelt, auch Hals und Kinn noch geschützt wird, darüber geben die plastischen und bildlichen Geschichtsquellen jener Zeit ebenfalls Auskunft. Fig. 7 zeigt den Kopf des Albrecht von Hohenlohe, † 1338, und Fig. 8 jenen des Otto von Pienzenau, † 1371, auf ihren Grabsteinen nach den Abgüssen im Museum[16]); ersterer noch mit der beinahe an die Helme der

16) Anzeiger für Kunde d. d. Vorzeit 1880, Sp. 327 und 328.

Herrad erinnernden Form der Beckenhaube, letzterer bereits mit der spitzigen Form und den tief an den Seiten des Kopfes zur Schulter herabgehenden Seitenwänden der Glocke, sowie der mittelst Schienen angesteckten Halsberge.

Fig. 7.

Aus dem Miniaturenschatze des Museums geben wir hier in Fig. 9 zwei Krieger mit der Beckenhaube, an welche, ohne dafs sich indessen deutlich erkennen liefse, wie und aus welchem Materiale ein Kragen befestigt ist[17]). Aus einem Gemälde der altnürnberger Schule vom Ende des 14., vielleicht erst vom Beginne des 15. Jahrhunderts, den Kindermord darstellend (Gemälde Nr. 54)[18]),

Fig. 8.

geben wir zwei Kriegsknechte wieder, Fig. 10, welche, wie Fig. 9, zeigen, dafs nicht blos die ritterlichen Kreise die Beckenhaube trugen, sondern wol auch jeder Knecht, welcher sich eine solche ebenso gut beschaffen konnte, als einen Eisenhut, von welchem unten die Rede sein wird. Wir dürfen also keines-

17) Anzeiger für Kunde d. d. Vorzeit 1880, Sp. 241 u. 242.

18) Anzeiger für Kunde d. d. Vorzeit 1882, Sp. 151, Fig. 1.

wegs in jedem Träger einer Beckenhaube einen Ritter sehen; sie wurden von diesen wie von den Knechten getragen.

Wie die Helme des 10.—12. Jahrhunderts ohne Ausnahme unten einen horizontalen, glatten Rand hatten und der Nackenschutz, von einzelnen Beispielen abgesehen, wo eine dem Naseneisen ähnliche Metallspange rückwärts herabgieng, nur aus der Brünne besteht, so sind auch alle primitiven Beckenhauben des 13. und vorzugsweise des 14. Jahrhunderts mit unterem, horizontalem Rande über der Stirne versehen und von da ab diente die Haube der Halsberge als Nacken-, Schulter-,

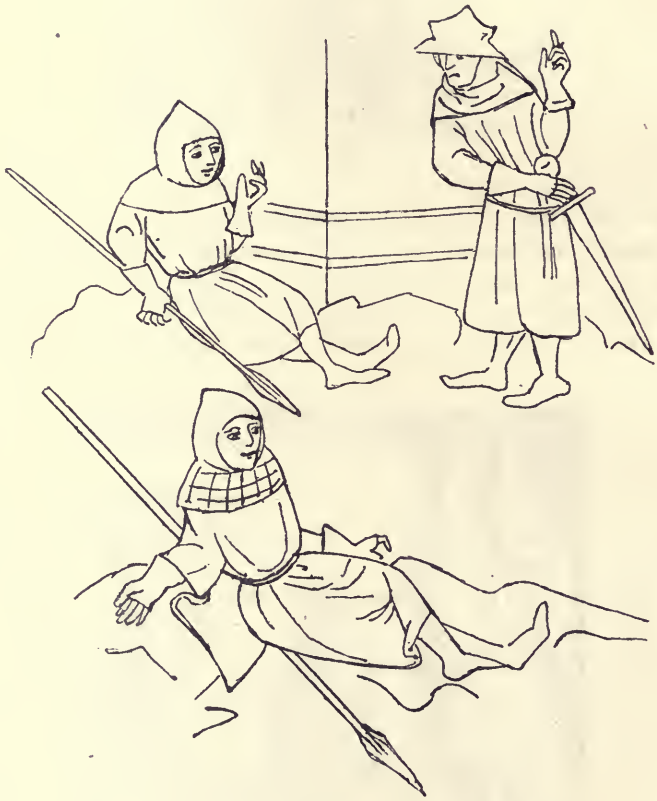


Fig. 9.

Hals- und Brustschutz (vergl. unsere Figuren 5, 8, 9 und 10). Greifbar wird die Tendenz, die Beckenhaube mit bestimmtem Gesichtsausschnitte und stets tiefer gehendem Nackenschutze auszubilden, im 14. Jahrhunderte, ohne dafs man gerade eine bestimmte chronologische Entwickelung annehmen könnte. Am Grabmale des Albrecht von Hohenlohe geht sie noch als Glocke mit horizontalem Rande um den Kopf (Fig. 7). Dagegen ist im Balduineum, welches noch dem Beginne des 14. Jahrhunderts angehört, die Rückseite der Beckenhaube, an welcher die Kettenhaube hängt, um ein kurzes Stückchen länger als die vordere Seite. In der Welislawschen Bibel kommen einzelne Figuren

vor, bei welchen schon die Rückseite der Beckenhaube bis in die Mitte des Ohres geht[19]). Auf dem Grabsteine des Hans von Ybs[20]) geht der Nackenschutz fast bis zum Unterrande der Wange. Indessen sind einzelne Becken-

Fig. 10.

hauben schon so, dafs auch der gesamte Hinterkopf geschützt wird. Der Zimmermann, welcher die grofse Schleuder in Bewegung setzt, die wir in der Fierabrashandschrift zu Hannover nach Mitteilung von Schultz in seinem höfi-

19) Essenwein, kulturhistorischer Bilderatlas II, Taf. LXIX, Fig. 8.
20) das. Taf. LXXVIII, Fig. 1.

schen Leben kennen lernen, trägt keine metallene Haube[21]); es ist eine solche von Filz oder Loden am Kinne gebunden. Solche waren auch wol jene, die als Polsterfutter unter der Kopfbrünne getragen wurden. Das Material ist nicht kenntlich, aber wol auch nicht Eisen wie bei der ähnlichen Haube des Armbrustschützen, welchen Schultz nach dem Manuskripte des Matthäus Parisiensis im Benet-College zu Cambridge wiedergiebt[22]). Am tiefsten herab geht der Nackenschutz und sitzt auf der Schulter auf bei dem Krieger in Figur 10. Wie wir gesagt haben, läfst sich eine chronologische Folge gerade hier nicht annehmen; die rückwärts hinausgespitzte Haube zeigt durch ihre Form etwa den Schlufs des 14. Jahrhunderts an.

Wir besitzen jedoch ein Original, dessen eirunde Kopfform zeigt, dafs es wesentlich älter ist als die Beckenhauben in Figur 9, denen es sonst am nächsten

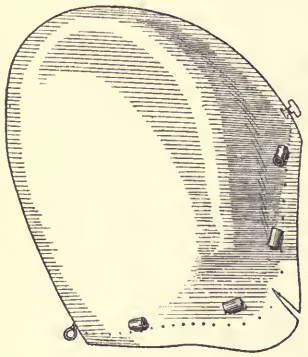


Fig. 11.

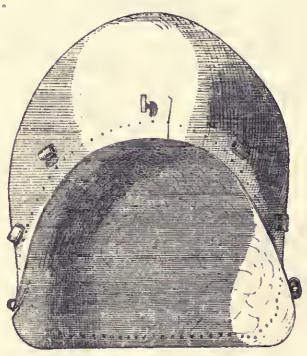


Fig. 12.

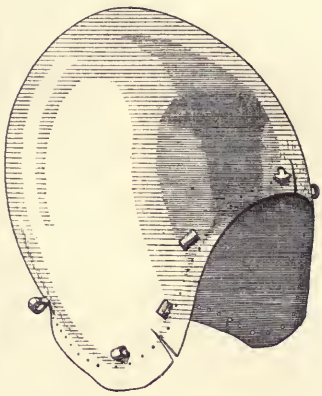


Fig. 13.

steht. Es ist eine auf einem halbkreisförmigen, unteren Rande schräg hinausgetriebene, eirunde Glocke, von welcher ein auch annähernd halbkreisförmiger Gesichtsausschnitt abgeschnitten ist. (Vergl. Fig. 11—13.) Der Rand ist an den beiden so entstehenden unteren Ecken etwas auswärts gebogen und mehrfach gerissen. Eine leichte Hämmerung, durch welche die Schlitze geschlossen werden, müfste die ursprüngliche glatte Form, wie sie über der Stirne und im Nacken noch vorhanden ist, ringsum ergeben. In Entfernung von 10 mm. vom Rande, die sich an den unteren Ecken auf 20 mm. verbreitern, ist, ähnlich wie bei Fig. 6, eine Linie von Löchern, die etwa 1—2 mm. haben, eingeschlagen. Neun aus starken Blechen hergestellte Öhren dienen dazu, den Leder- oder Drahtring aufzunehmen und anzuschnüren, an welche die Brünne angeflochten war. Bemerkenswert ist, dafs diese Öhren durchaus ungleich eingenietet sind und die obersten beiden fast in Gesichtsbreite auseinander stehen. In der Mitte (man darf das Wort auch nicht zu genau nehmen) des Kreises dieser Öhren ist ein drehbares Doppelhäkchen. Es läfst sich also annehmen, dafs an dem unterem Teile der aus Ringgeflecht gebildeten Gesichtsbedeckung, wie

21) Essenwein, kulturhistorischer Bilderatlas II, Taf. XXXXV, Fig. 1.
22) das. Taf. XXXXV, Fig. 11.

dies beim Grabmale Günthers von Schwarzburg der Fall ist, ein Plättchen in das Geflecht eingenietet war, welches ein Querloch hatte, das, wenn diese Gesichtsbedeckung in die Höhe geschlagen war, das Doppelhäkchen horizontal durchliefs, worauf es vertikal gedreht, den Gesichtsschutz wie ein Visier vor dem Gesichte fest hielt.

Wir haben bei Figur 6 angenommen, dafs die Löcher ringsum am Rande des Häubchens zur Einflechtung des Ringwerkes der Brünne dienten. Wir können also konsequenter Weise auch hier nichts in denselben erblicken, als einen ursprünglichen Zustand. Man fand es später, etwa im Schlusse des 14. Jahrhunderts, nicht mehr bequem, dieses Geflecht am Helme fest zu haben, man entfernte es und brachte eine Vorrichtung an, welche das Aufschnallen des Kragens möglich machte.

III.

Die Beckenhauben mit Visier.

In Figur 14 bis 17 ist eine Beckenhaube wiedergegeben, welche leider durch langes Liegen in der Erde viel gelitten hat. Der Vorbesitzer erklärte, dafs das Stück schweizerischen Ursprunges sei, dafs er dasselbe aus Händlershänden erworben habe und nicht in der Lage sei, den ursprünglichen Fundort zu erforschen, was uns um so mehr leid thut, als wir glauben möchten, dafs diese Beckenhaube vom Schlachtfelde zu Sempach stammt. Sie ist infolge des Liegens in der Erde zerdrückt und zerschlagen und so stark gerostet, dafs ihr jede Elastizität fehlt und es nicht mehr möglich ist, sie ohne neues Schmieden so in die alte Form zu bringen, dafs man sie auf den Kopf setzen könnte. Die verbogene Form des Visieres, wie die zerdrückte Gestalt der Glocke würden auch eine Abbildung, wie wir sie von den übrigen Originalhelmen haben fertigen lassen, unmöglich machen, weil die Zeichnung unverständlich wäre. Es blieb uns also nichts übrig, als genau geometrische Konturzeichnungen zu fertigen, wobei die leichtkenntliche ursprüngliche Form (vielleicht doch noch ein wenig zu schmal?) hergestellt wurde.

Der Helm besteht aus zwei Hauptteilen. Der erste ist die aus einem Stücke geschlagene, trefflich gearbeitete Glocke, die eigentliche Beckenhaube, mit rückwärts bis zum Nacken herabgehender, auf der Schulter aufstehender Verlängerung und vollständig in eine scharfe Spitze getriebener Endigung (Fig. 14 u. 15). Eine oben flache Gesichtsöffnung, in steiler Linie gleich von der Schulter beginnend, ist, wie der untere Rand der Rückseite, vollständig mit einer Reihe von Löchern versehen, welche je 1,5 mm. weit, 13 mm. vom unteren Rande und je 12 mm. von einander entfernt sind. So dürfte der Helm ursprünglich in der Mitte des 14. Jahrhunderts beschaffen und in den Löchern entweder der lederne oder filzene Kragen, die Reminiszenz an die Haube der Brünne, oder das Kettengeflechte derselben angenäht gewesen sein. Die Metallstärke und das ursprüngliche Gewicht dieser Beckenhaube aus dem jetzigen, stark vom Roste zerfressenen Stücke zu bestimmen, dürfte schwer sein; wir möchten die Stärke des Bleches im Durchschnitte mit 1 mm. annehmen.

Eine Veränderung wurde wol bald mit der Haube vorgenommen zur besseren Befestigung des Kragens, indem man wenig oberhalb der Löcherreihe

eine Reihe Nieten im Helme befestigte, welche durchbohrt sind, und so es gestatteten, dafs der Kettenkragen mit einem Drahte an jene Nieten befestigt

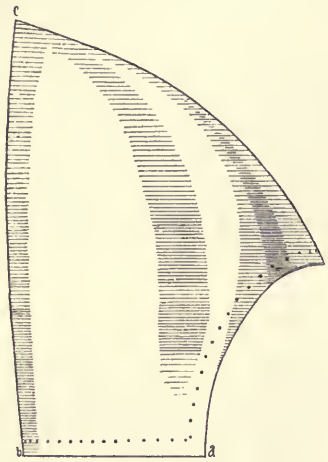


Fig. 14.

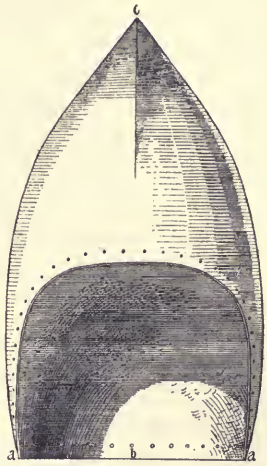


Fig. 15.

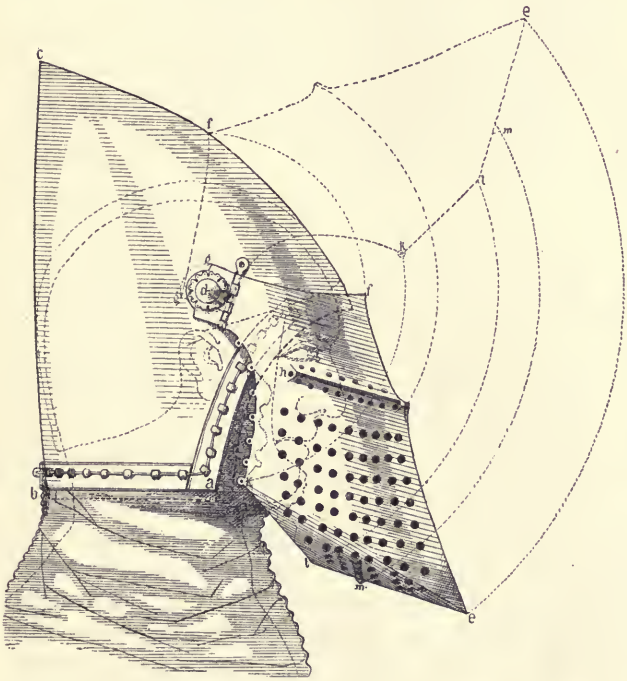


Fig. 16.

Fig. 17.

wurde, worauf eine durchlöcherte Schiene gelegt wurde, durch welche die Nieten durchgriffen, so dafs alsdann ein durch die Öffnungen hindurchgezogener Draht den ganzen Kragen befestigte.

Der zweite Hauptteil des Helmes ist das unserer Meinung nach ursprünglich nicht dazu gehörige, sondern erst später dazu gekommene Visier. Es ist ebenfalls, wie die Glocke, aus einem Stücke getrieben. Charakteristisch ist die starke Spitze desselben. Wenn es geschlossen war, so bildete seine untere Öffnung k l mit dem Rückteile der Haube b a eine ovale Öffnung, von welcher zur Spitze des Visiers und zum Seitenrande am Ende der Augenschlitze h zwei, etwas windschiefe Flächen sich bildeten, während die Augenschlitze stark herausgetrieben, aber enge, eine schöne Linie über die Mitte des Helmes bildeten, und der obere Teil wie eine breite, glatte Stirnbinde über dem Helme lag. Die Sehschlitze sind nach oben und unten von je einer Reihe von Löchern begleitet. Im übrigen ist die ganze schnauzenartige untere Hälfte des Visieres von runden Löchern durchbrochen, so dafs der Träger des Helmes nicht blos Athem genug schöpfen, sondern selbst durch das Sieb hindurch blicken konnte.

Wenn auch die Metallstärke der gewöhnlichen Glocke wie Fig. 11 u. 14 genügend schien, um den Schädel gegen einen Hieb zu decken, so war doch das Gesicht selbst ungedeckt gegen Hieb und Stich, so lange nicht der Topfhelm aufgesetzt war. Je mehr dieser in Abnahme kam, je seltener er im Kampfe getragen wurde, um so wichtiger war das Visier als Gesichtsschutz. Man zog anfangs jenen Teil der Haube, welcher unter das Kinn in Falten herabhing, wie beim vorigen Beispiele gesagt ist, in die Höhe, machte auf der Glocke ein Knöpfchen und an der Mitte des herabhängenden Teiles der Haube ein Blechplättchen fest mit einem Öhre, welches, wenn das Gesicht durch den herabhängenden Haubenteil bedeckt war, an dem Knöpfchen befestigt wurde. (So am Grabmale des Königs Günther von Schwarzburg.) Später legte man eine einfache, ovale Platte von der Gröfse des Gesichtsausschnittes vor die Öffnung im Geflechte auf und gab ihr oben an der Stirne ein kurzes Scharnier, so dafs sie offen senkrecht in die Höhe stand, geschlossen über die Gesichtsöffnung herabhing. (So am Grabmale des Rudolf von Sachsenhausen.)

Um 1380 etwa setzte man, wie bei unserem Helme, ein von beiden Seiten drehbares Visier an. Wir sehen in Fig. 16 das aus einem doppelten Bleche gefertigte Scharnier, welches sich um die Mitte der Rosette drehte. In dieses Scharnier wurde jederseits das schmale Ende des Visieres eingesteckt.

Man war, wie aus dieser Vorrichtung zu erkennen, noch vorsichtig. Man hätte ja das Visier direkt an dem Helme befestigen können, wo es sich ebenso gut um die Rosette gedreht haben würde; allein wenn das Visier aufgesteckt ist, ist es nicht mehr möglich, den Topfhelm aufzusetzen. Dies unterlag aber keiner Schwierigkeit, wenn man das Visier abstecken konnte; dann konnte man ja verschiedene Topfhelme aufsetzen, solche wie den Pranckher Helm in der Waffensammlung des allerhöchsten Kaiserhauses zu Wien, wie den in Tannenberg ausgegrabenen[23]), wie jenen im Museum zu Kopenhagen[24]), das Bruchstück im Museum zu Linz, oder andere, wie sie teilweise mit heraldischem Schmucke versehen, im Turniere vorkommen[25]). Die mit Visieren versehenen Helme zeigen sich schon bei den Darstellungen des Balduineums. Es sind keine

23) vgl. Hefner-Alteneck, die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen (Frkft. 1850), Taf. X.

24) vgl. Essenwein, kulturhistorischer Bilderatlas II, Taf. LXX, Fig. 4.

25) das. Taf. LXV, Fig. 2. Taf. LXVIII, Fig. 1. Taf. LXIX, Fig. 1.

Fig. 18.

anderen als Beckenhauben mit Visieren, welche unseren Helmen ähnlich sind und wol ebenfalls abgesteckt werden konnten.

Wenn wir die Vermutung ausgesprochen haben, dafs der Helm einmal auf dem Schlachtfelde von Sempach gefunden worden sei, so gründen wir unsere Meinung nicht blos darauf, dafs er gerade in diese Zeit (1386) passe, sondern auch darauf, dafs in den verschiedenen Reihen der Bildnisse, welche von den bei Sempach gefallenen Rittern uns erhalten sind, allenthalben die Helme ganz den unserigen ähnlich gezeichnet sind. Wir haben auch eine dem Ereignisse ziemlich gleichzeitige Darstellung der Schlacht, auf welcher ebenfalls die Ritter gerade diese Helmform zeigen[26]). Der gleiche Helm findet sich auch in einem angeblichen Verzeichnisse der bei Sempach Gefallenen mit Darstellung ihrer Porträte in einem Kodex zu Linz (vgl. Anzeiger f. K. d. d. V. 1867, Sp. 193 ff. nebst Tafel).

Das Museum besitzt ein interessantes Denkmal für die Geschichte der Bewaffnung in dem Kodex 973, einer deutschen Prosaerzählung des trojanischen Krieges, entstanden in den letzten Jahren des 14. oder den ersten des 15. Jahrhunderts[27]). Freilich sind die Bilder sehr flüchtig gezeichnet, doch sind sie so charakteristisch, dafs unsere Wiedergabe in Fig. 18 sehr bestimmt, neben anderen Helmformen, sowol unsere Beckenhauben mit und ohne Visier, mit den Kragen, dann aber auch eine Anzahl Topfhelme erkennen lassen, wie sie in solcher Form im Kriege nun etwa hundert Jahre lang getragen wurden und im Turnierzeuge zur Zeit Kaiser Maximilians I. eine Rolle spielten. Wir werden ihnen unter der Bezeichnung »Stechhelme« dort begegnen. Auch in unserem Kodexe von Konrads von Würzburg trojanischem Kriege von 1441 begegnen uns diese Stechhelme im Kampfe, während die Beckenhauben vollständig verschwunden sind[28]), dagegen allerdings so manche an sie erinnernde Formen zwischen der grofsen Mannigfaltigkeit sonstiger Helmformen überhaupt in dem Kodexe erscheinen. Mit dem Schlusse des 14. und dem Beginne des 15. Jahrhunderts wird das Visier zu einem konischen Kasten, welcher sich vor die fast quadratische Gesichtsöffnung setzt und entweder oben ein einziges, oder an den Seiten zwei Scharniere hat, um welche es sich dreht. Es haben sich auch davon nur wenige Stücke in Original erhalten; dagegen sind auch einige im Bilde erhalten geblieben. So haben wir im Anzeiger f. K. d. d. V. 1866, Sp. 368 und beiliegender Tafel den Ritter Jörg Tumersdorfer nach einem Glasgemälde in der Kirche zu S. Marien am Wasen bei Leoben veröffentlicht und verweisen hiemit auf diese letzte Stufe der Entwickelung der Beckenhaube. Wir werden bei der Betrachtung der weiteren Entwickelung der Helme im VII. Teile dieses Aufsatzes auf diesen Gegenstand zurückkommen.

IV.

Die wälschen Beckenhauben.

Ganz ähnlich, wie in Deutschland, vollzog sich die Entwickelung auch in Italien und davon sind bei uns interessante Beispiele zu sehen. Die Fig. 19 und 20 geben einen sehr stark beschädigten Helm, welcher dem Museum aus einer

26) vgl. Essenwein, kulturhistorischer Bilderatlas II, Taf. LXXXVI.

27) Anzeiger f K. d. d. V. 1880, Sp. 271—274.

28) das. Sp. 275—279.

Wiener Sammlung zugekommen ist. Er mag mit seinem Grate dem 14. Jahrhunderte angehören. Er ist jedoch seiner Zeit in Tirol und zwar im deutschen Teile, in Margreith im Etschthale bei Bozen, beim Abbruche einer Mauer gefunden worden, könnte also in die deutsche Reihe hereingehören, aber der Fundort liegt doch so nahe an Italien, dafs die italienische Herkunft nicht wundern kann, habe nun ein deutscher Tiroler sich die wälsche Waffe fertigen lassen, oder sei sie als Beutestück oder wie immer dahin gekommen. Wir sehen auch hier die Glocke an den Seiten und rückwärts verlängert. Die Löcherreihe rührt hier doch wol von der Befestigung der Polsterung im Inneren her. Freilich ist die enge Stellung der Löcher alsdann schwer erklärlich. Von einer Verbindung mit dem Kettengeflechte läfst sich keine Spur entdecken. Der Helm ist also frei über der Brünne getragen worden, was in Deutschland doch nicht der Fall gewesen wäre. Er ist verhältnismäfsig leicht im Eisen, wiegt in jetzigem Zustande nur 1,6 kg. Von einem Waffenschmiedezeichen ist bei ihm so wenig die Rede, als bei verschiedenen andern, hier abgebildeten Helmen.

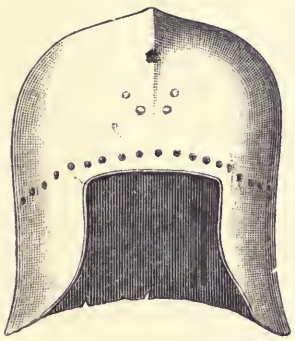


Fig. 19.

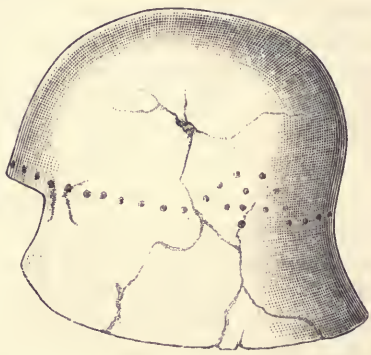


Fig. 20.

In der weiteren Entwickelung werden nun diese italienischen Helme ebenfalls höher, so dafs ihr Scheitel nicht unmittelbar auf dem Schädel liegt, sondern eine hohe Haube mit hübsch geschwungenem Grat sich darüber erhebt. Aber auch im vollständigen Gegensatze zu den deutschen Beckenhauben des 14. Jahrhunderts wird das antike Motiv wieder aufgenommen, auch die Wangen zu schützen; die Helmwände wurden also hervorgezogen, so dafs nur eben ein senkrechter Schlitz für den Mund und die Nase blieb, welcher sich oben zu beiden Seiten zu Schlitzen für die Augen erweiterte. Doch ist dieser Schutz der Backen nicht der Gesichtsform genau angepafst, da der Helm nicht dicht auflag, sondern etwas vor die Gesichtsfläche trat, so dafs die Nase nicht aus dem Schlitze hervorragte und die Wangen, wie der ganze Kopf, durch eine starke Polsterung nicht blos Schutz fanden, sondern auch im Helme festgehalten wurden. Es war also das Gesicht gegen Schwerthiebe geschützt, nur der Speer, welcher doch damals im ritterlichen Kampfe etwas mehr zurücktrat und beinahe ganz dem Schwerte Platz gemacht hatte, konnte das Gesicht treffen. Gerade diese Helmform unterstützt also das Gewicht der Darstellungen, aus welchen wir auf Siegeln schon am Schlusse des 13. Jahrhunderts sehen, was dann das Balduineum

in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts vor Augen führt, dafs man vorzugsweise mit dem Schwerte kämpfte, sich also gegen Schwerthiebe im Ernstkampfe ausschliefslich zu schützen pflegte, während freilich die Entwickelung des Visiers in Deutschland zeigt, dafs auch der Speer noch thätig war. Auf Bildwerken allerdings, insbesondere auf Grabsteinen, sehen wir auch in Italien, nicht blofs in Deutschland, in den Händen des Ritters die Lanze mit dem mit dem Wappenbilde bemalten Fähnlein.

Ein sehr charakteristisches Beispiel, welches der zweiten Hälfte, vielleicht dem Schlusse des 14. Jahrhunderts angehört, bietet der sehr schöne Helm unserer Waffensammlung, welcher in Fig. 21 und 22 dargestellt ist. Er wurde in

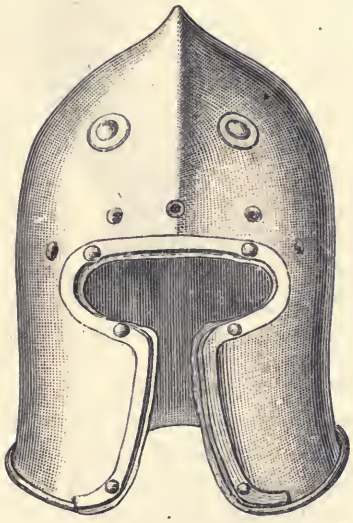


Fig. 21.

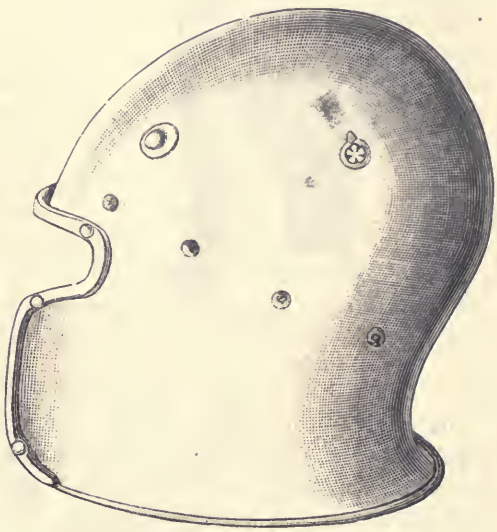


Fig. 22.

Belluno gefunden und ging von Antiquar Überbacher durch mehrere Waffensammlungen, zuletzt jene Wiener, in die unsrige über, der auch das in Fig. 2 dargestellte Stück entstammt. Dieser Helm ist ziemlich stark im Eisen, trotzdem aber in schönen Linien entwickelt. Am unteren Rande ist er zu einem Wulste umgebogen; der vordere Rand ist durch eine starke Eisenschiene umsäumt, die wol vor Allem den Zweck der Verstärkung hatte. Ziemlich grofs sind die Löcher, welche die Nieten für die Polsterung aufzunehmen hatten. Zwei Nieten oberhalb der Stirne sind erhalten geblieben und zeigen noch Unterlagsplättchen um einen gröfseren Teil der Helmfläche als einen einzigen Punkt für die Befestigung in Anspruch zu nehmen. Der Helm zeigt nebenstehende Waffenschmiedemarken, die gröfsere Rosette zweimal, die kleinere einmal. Sein Gewicht beträgt 3,85 kgr.

Wesentlich kleiner als dieser Helm, der beinahe wieder den Charakter eines Topfhelmes angenommen hat, aber doch entschieden Kampf-, nicht Turnierhelm

ist, ist der folgende, angeblich aus Spital in Kärnten stammende und aus Dresden uns zugekommene, in Fig. 23 und 24 abgebildete. Er ist auch leichter; er hat ein Gewicht von 2,20 kg. und gehört wol dem 15. Jahrhunderte an. Dafs er ebenfalls auf der Schulter aufruht, ist ersichtlich. In der Form weicht er nur durch den Schwung der Linien, vor allem jener des Gesichtsschlitzes und die geringere Höhe, vom vorangehenden ab. Während jener etwa gleich dem Topfhelme über der Brünne und einer zweiten kleinen Beckenhaube getragen werden konnte,

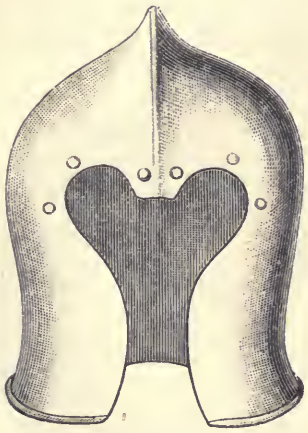


Fig. 23.

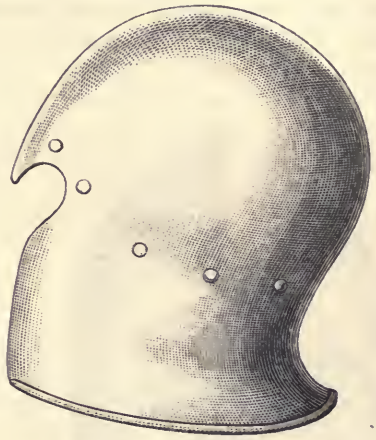


Fig. 24.

weshalb wir für ihn auch den Ausdruck Beckenhaube vermieden haben, so mufs dieser unmittelbar auf dem Kopfe getragen worden sein, und, da die Höhe über den Augenschlitzen sehr gering ist, mit seiner Schale ziemlich dicht auf dem Schädel des Mannes gesessen haben. Eine Waffenschmiedemarke trägt er nicht.

V.

Die Eisenhüte.

Der Eisenhut ist nicht aus der Beckenhaube hervorgegangen, vielmehr als gleichzeitig entwickelter Kopfschutz anderer Gattung anzusehen. Er hat einen älteren Stammbaum, er knüpft ohne Zweifel an jene hutähnlichen, etruskischen Bronzehelme an, welche eine über den Kopf in die Höhe steigende Kappe mit rings umlaufenden, auswärts gebogenen Rändern haben, wie deren das Museum ebenfalls einen besitzt, über dessen Herkunft nichts genaues bekannt ist, da er schon zu einer Zeit in Nürnberg war, als die Sammler noch absolut unempfänglich für die Erforschung der Frage waren, woher irgend ein Stück stamme. Er war alter Bestand der Pickertschen Sammlung und ist vor langer Zeit aus dieser in jene des Museums übergegangen, eben weil in dem Stücke ein Vorläufer der mittelalterlichen Eisenhüte zu erblicken sein dürfte.

So wenige metallene Helme des frühen Mittelalters uns erhalten sind, so bestehen an Eisenhüten doch zwei Stücke, welche hierher gehören. Der in Sesto Calende gefundene, jetzt in dem archäologischen Museum der Kunstakademie zu Mailand befindliche Hut, wol longobardischen Ursprunges, hat einen ringsum-

laufenden Rand. Viollet-le-Duc, welcher denselben in seinem Artikel »heaume« abbildet[29]), hat versucht, ihn mit einem Kamme auszustatten, welchen er aus bemaltem Kupfer hergestellt denkt, und damit in der That ihm ein Aussehen gegeben, welches an die Abbildungen karolingischer Helme erinnert, ein sehr interessanter, dankenswerter Versuch, der zu weiterer Verfolgung der Frage anregt, für welchen jedoch die Belege, sowie das nötige Material noch fehlen. Die Grundform freilich bleibt eine andere als die der auf Bildern vorkommenden Helme der Karolingerzeit, von denen wir oben gesprochen haben. Aber der Hut, Pileus, wird von den Geschichtsschreibern der Germanen dem Helme, Galea, direkt gegenübergestellt und gilt als fürstliche Kopfbedeckung[30]). Einen Helm im Artilleriemuseum zu Paris, gefunden zu Abbéville[31]), welchen Viollet-le-Duc in Abbildung mitteilt, möchten wir doch auch eher hierher zählen, als mit ihm dem 12. Jahrhunderte zuschreiben, dem man gewohnt ist, alles zuzuteilen, für das man keine richtige Zeitbestimmung geben kann; der Rand ist dort schmal, vorne und rückwärts unterbrochen, um ein Naseneisen sowie ein Nackeneisen anzubringen. Zwei über die Stirne herabgehende Flügel geben dem Helme ein eigentümliches Aussehen, so dafs er an die antiken Gladiatorenhelme erinnert.

Eine Miniatur vom 13. Jahrhunderte im german. Museum, die Gefangennahme Christi, Nr. 27 unserer Miniaturensammlung, zeigt einen Krieger mit einem Eisenhute und zwar keine ritterliche Gestalt, so dafs wir annehmen dürfen, der Eisenhut sei vom 12.—14. Jahrhunderte keine ritterliche Kopfbedeckung gewesen[32]). Der Rand ist noch schmal; es scheint der ganze Hut aus einem einzigen Stücke getrieben (Fig. 25). Er unterscheidet sich auf der Zeichnung deutlich

Fig. 25.

29) a. a. O. Bd. VI, S. 100, Fig. 7 und 7b.

30) vgl. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde I, S. 250 ff. »Der Helm«, wo Nachweise über reich verzierte, mit Edelsteinen besetzte und mit herabhängenden Zierbändern von Purpur geschmückte Hüte gegeben sind, wie gerade der in Abbeville gefundene Hut einen Apparat zur Befestigung rückwärts herabhängender Stoffe hat.

31) das. S. 104., Fig. 12. 32) Anzeiger f. K. d. d. V. 1881, Sp. 2.

von den Judenhüten der Begleiter, welche allerdings doch auch Kriegsknechte darstellen sollen. Miniaturen vom Ende des 13., vielleicht vom 14. Jahrhunderte zeigen schon den Rand gröfser. So ist in einer Gruppe der Welislawschen Bilderbibel zu Prag ein Armbrustschütze mit grofsem Eisenhute zu ersehen[33]).

Ein solcher, dem Ende des 13. Jahrhunderts angehöriger, Eisenhut befindet sich im Museum und ist hier in Fig. 26 im Mafsstabe der übrigen Helme abge-

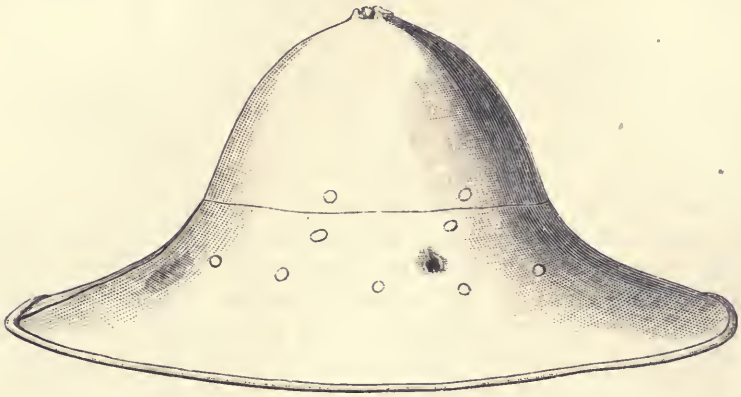


Fig. 26.

bildet, nachdem er schon einmal in diesen Mitteilungen erschienen ist[34]). Wir berichtigen hier sogleich die Angaben über die Herkunft desselben. Man fand in Kärnten in der Umgegend von Friesach auf der Spitze eines Kirchthurmes einen solchen Eisenhut als Schutz der Dachdeckung, welche unter seinem Rande zusammenlief. Ein Loch, in der Spitze des Hutes roh eingeschlagen, liefs die eiserne Stange des Turmkreuzes hindurch. Dadurch aufmerksam gemacht, liefs der Sammler, in dessen Hände der erste Eisenhut gelangt war, noch andere Thürme der Gegend untersuchen, und es ergab sich noch bei mehreren das gleiche Resultat, so dafs er vier an Form verschiedene Eisenhüte bekam. Drei davon giengen an den Antiquar Überbacher in Bozen über, der nicht Auskunft geben konnte, wohin der vierte gelangte. Er überliefs unserem Museum diesen einen, zwei andere gelangten in eine Wiener Privatsammlung. Unser Hut besteht aus einem getriebenen Rande und einer nicht sehr spitzen Glocke, welche beide so verbunden sind, dafs der Kontur eine einzige, schön geschwungene Linie bildet. Der Hut hat nur am hinteren Teile des Randes einen Grat, der sich auch ein wenig in eine Spitze zieht und durch einen Wulst gesäumt ist. Die am Rande sichtbaren Nieten dienten zum Festhalten einer Polsterung. Da wir wol anzunehmen haben, dafs zur Zeit des Gebrauches der Hut von einem Knechte getragen wurde, so ist nicht nötig, anzunehmen, dafs sich eine Kettenbrünne darunter befand; es kann auch der Schutz des Kinnes und Halses durch eine lederne, selbst eine wollene, faltige Kapuze oder einen Kragen gebildet worden sein. Trug etwa ein Bogen- oder Armbrustschütze, der nicht in vorderster Reihe stand, den Hut, so war der Träger Lanzenstöfsen und Schwerthieben nicht ausgesetzt, sondern nur

33) Essenwein, kulturhistor. Bilderatlas II, Taf. LXIX, Fig. 8.
34) Bd. I, S. 23.

Pfeilen; er bedurfte also auch einer Halsberge aus Kettengeflechte gar nicht. Wol eben deshalb ist er leicht im Eisen; er wiegt bei einem Durchmesser von 46,5—49 cm. nur 2,70 kgr. Er mufste aber auf dem Haupte festgebunden werden; es befanden sich deshalb im Inneren auf jeder Seite des Hauptes zwei angenietete, mit runden Löchern versehene Plättchen, an denen ein Sturmband von Leder befestigt werden konnte. Eine Waffenschmiedemarke hat das, mit Ausnahme des Loches im Scheitel und eines solchen im Rande, sehr wol erhaltene Stück nicht. Es ist nicht sehr gewagt, anzunehmen, dafs ein Söldner der Bischöfe von Bamberg, der dortigen Landesfürsten und Besitzer der Burg zu Friesach, den Hut getragen, der sodann, wann immer, wahrscheinlich nicht schon bei der Erbauung, sondern erst bei einer späteren Umdeckung des Kirchturmes, auf seine hohe Stelle erhoben wurde.

Etwas jünger, wol dem 14. Jahrhunderte, vielleicht der zweiten Hälfte desselben, angehörig, ist der in Fig. 27 abgebildete Eisenhut, bei welchem sich die

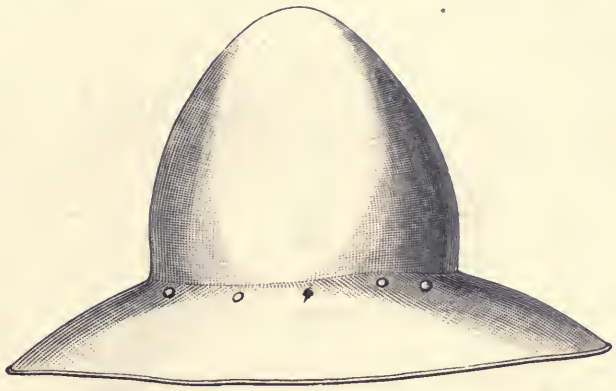


Fig. 27.

spitz in die Höhe getriebene Glocke scharf von dem flachen Rande trennt. Der untere Rand ist nach aufsen umgebogen, nicht zu einem Wulste gerollt. Das Gewicht des Stückes beträgt 1,60 kgr. Eine Waffenschmiedemarke fehlt. Er ist aus Neustift bei Brixen in eine Wiener Privatsammlung und von da zu uns gekommen.

Nach und nach, wol schon im 13. Jahrhunderte, geht der Eisenhut von der Bewaffnung der Knechte auch auf jene der Ritter über. Der weite Rand liefs ihn auch für den Nahkampf zum Schutze des Kopfes sehr geeignet erscheinen. Viollet-le-Duc[35]) gibt allerdings einen solchen schon auf einer ritterlichen Gestalt eines Grabsteines von ungefähr 1195, die wir tief in das 13. Jahrhundert setzen würden, aus dem Museum zu Niort, und erwähnt ähnliche Figuren nach Miniaturen des 13. Jahrhunderts; aber er spricht gerade an dieser Stelle nicht vom Eisenhute, wie auch nicht bei anderen von ihm komponierten Figuren, welchen er den Eisenhut aufgesetzt hat[36]). Bei einer einem Manuskripte von ungefähr 1350 nachgebildeten Darstellung liegt ein Eisenhut auf einer spitzigen Beckenhaube[37]). Nehmen wir selbst an, das Manuskript sei etwas zu früh datiert, so

35) Dictionnaire du mobilier V. Bd., S. 79 und 80.

36) daselbst S. 155, Fig. 6 u. a. 37) daselbst S. 208, Fig. 1.

haben wir doch für die Frühzeit des 14. Jahrhunderts Anhaltspunkte. Im Balduineum sind unter den kämpfenden Fürsten solche mit dem Eisenhute, auf einem Bilde ist es Balduin, der Erzbischof von Trier, selbst, welcher ihn trägt[38]). Allenthalben, wo Viollet-le-Duc Eisenhüte gibt, haben dieselben nicht den breiten Rand wie die unsrigen, sondern derselbe ist wesentlich schmaler. Nur in dem Artikel[39]), welchen er dem Eisenhute selbst widmet, sind solche mit breiten Rändern gegeben. In der weiteren Entwickelung zeigt er die Ränder insbesondere steiler, teilweise auch nach und nach wieder schmaler werdend. Die Formen, welche er nach den Miniaturen des 15. Jahrhunderts konstruiert, dürften wol zum Teile nur in der Phantasie der alten Künstler bestanden haben und beweisen uns nur eben, dafs neben den uns an Originalwaffen erhaltenen Formen noch mannigfaltige andere vorgekommen sein müssen[40]), was uns auch ein neuer Beweis dafür ist, dafs jede Waffe ein Individuum ist, und dafs, wenn wir ja auch an vielfache Anfertigung von Waffen nach demselben Muster denken müssen, dies doch nicht so weit ging, als bei der heutigen Ausstattung der Heere.

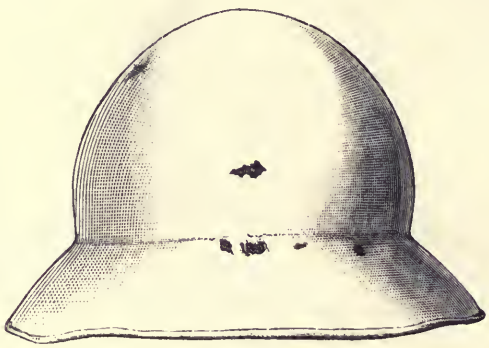


Fig. 28.

Die Museumssammlung besitzt einen Eisenhut, der in Fig. 28 abgebildet ist, dessen Glocke rund, wie die oben beschriebenen, jedoch mit schmaleren Rändern erscheint. Gleich den vorhin beschriebenen Stücken ist er aus leichtem Metalle gefertigt. Der Rand, obwol in scharfer Linie von der Glocke sich abhebend, ist mit derselben aus einem Stücke getrieben und unten zu einem Wulste umgeschweist. Ein Grat ist nicht vorhanden. Die Einfachheit des Stückes macht es sehr schwierig, eine Datierung dafür zu geben. Wir möchten die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts dafür annehmen. Er hat ein Gewicht von 1,46 kgr. Das Museum hat ihn mit der Wolfschen Sammlung aus Altenburg erhalten.

Von den Kriegern unseres Manuskriptes des trojanischen Krieges von Konrad von Würzburg, das 1441 fertiggestellt wurde, wird der Eisenhut ziemlich häufig getragen, ohne dafs man zweifeln könnte, dafs die Betreffenden

38) Essenwein, kulturhistor. Bilderatlas II, Taf. LXVIII, Fig. 1.
39) Viollet-le-Duc a. a. O. S. 265 ff., Fig. 2, 3, 4, 5.
40) vergl. oben Fig. 18.

Fürsten oder Ritter sind. Wir geben davon in Fig. 29 vier Figuren wieder. (Vergl. auch Fig. 9 u. 18.) Die Verbindung des Eisenhutes mit der ritterlichen Rüstung gibt eine Handzeichnung unseres Museums, welche etwa der Zeit um

Fig. 29.

1420—1440 angehört (Hz. 145) und welche hier in Faksimile dargestellt ist (Fig. 30). Der Hut hat hier eine bewegte Form, eine spitze Glocke mit einem Grate, und einen nicht sehr breiten Rand mit zwei Sehschlitzen.

Fig. 30.

Der in Fig. 31 abgebildete, in der Form mit dem in Fig. 28 dargestellten fast identische Eisenhut ist ebenfalls aus der Wolfschen Sammlung aus Altenburg in das Museum gekommen. Woher der eifrige Sammler Notar Wolf ihn bekommen hatte, steht nicht fest; er hat ihn wol von einem Antiquare in Thüringen gekauft, woher doch die Mehrzahl seiner Stücke stammte. Was ihn besonders interessant macht, ist vor allem die beträchtliche Metallstärke des Hutes, welche ihm ein Gewicht von 6,20 kgr. gibt, sodann die Thatsache, dafs die Löcher zur Befestigung der Halsbrünne (?) so weit aufsen am Rande sitzen. In der Glocke selbst sind jederseits nur zwei angebracht, zur Befestigung eines Sturmbandes dienend. Die grofse Stärke sowol, wie die Befestigung des Schutzes für Hals und Nacken ganz aufsen am Rande, mögen auf eine Benützung hinweisen, die sich auf bestimmte Zwecke beschränkte; im eigentlichen Kampfe konnte das Stück nicht dienen, da es den Träger sehr belastete. Wol aber mag es im Augenblicke eines Sturmes gedient haben, wenn der Träger eine Leiter erkletterte oder

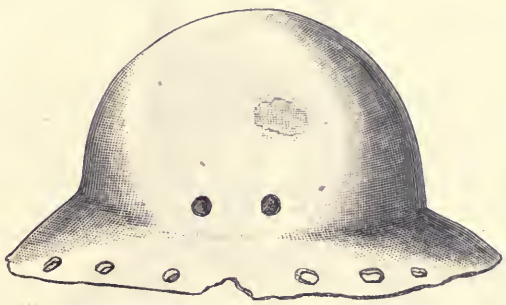


Fig. 31.

etwa an Untergrabung einer Mauer arbeitete und von oben herabgeworfene Steine oder herabgegossene heifse, vielleicht auch wenig wolriechende Flüssigkeiten über sich ergehen lassen mufste. Als Zeit der Entstehung möchten wir den Schlufs des 15. Jahrhunderts ansehen.

Noch besitzt das germanische Museum einige Eisenhüte, die vielleicht ebenfalls in diese Periode fallen, die wir aber doch als erst dem weiter vorgeschrittenen 16. Jahrhunderte angehörig ansehen und mit den Helmen des 16. Jahrhunderts nach der Zeit Maximilians zu betrachten gedenken.

Wenn die Eisenhüte von den Rittern, selbst von Kaisern und Königen getragen wurden, so geschah dies wol stets in Verbindung mit einem Kinnschutze und sie wurden alsdann im Kampfe so tief über die Stirne vorgezogen, dafs zwei Schlitze für die Augen im Rande angebracht werden mufsten.

VI.

Die Schallern.

Aus der letzterwähnten Gestalt des Eisenhutes bildeten sich Übergänge zur jetzt zu betrachtenden Form der Helme, zu den Schallern (Salade) heraus. Das Museum bietet nun kein Beispiel, welches wir eher an den Schlufs der Eisenhüte, als an den Beginn der Schallern reihen, das wir nicht besser mit den

letzteren zugleich, als mit den Eisenhüten betrachten würden, aber doch möchten wir glauben, dafs die überhaupt erst spät ausgebildete Form der Schallern aus den Eisenhüten hervorgegangen ist, und dafs wir also die Schallern überhaupt im Anschlusse an die Eisenhüte folgen lassen müssen, wenn schon sich auch, wie die folgende Abteilung zeigen wird, Übergänge von der Beckenhaube zur Schallern finden. Wahrscheinlich sind sie aus beiden zugleich hervorgegangen, indem die ältesten als individuelle Produkte einzelner Waffenschmiede oder als solche einzelner Ritter anzusehen sind. So zeigt das nachweislich älteste datierte, uns bekannte Beispiel einer Salade, der Grabstein des Georg Schenken von Erbach, † 1481, in der Schlofskapelle zu Erbach (Abgufs im Museum, darnach unsere Figur 32), den Ritter mit einer Kopfbedeckung, die ebensowol ein Eisenhut

Fig. 32.

mit Augenschlitz, aber sehr steilem Rande, als eine Salade sein kann, Der Rand ist von der Glocke nicht scharf getrennt, wie bei einem Eisenhute, dessen Rand etwas steil abfällt; nur eine leichte Ausbiegung ist am vorderen Teile des Randes, um für den Sehspalt eine horizontale Fläche zu bekommen und denselben so für Lanzenstöfse weniger gefährlich zu machen.

Einen ähnlichen Schallern-Eisenhut besitzen wir in Original. Es ist der hier in Fig. 33 und 34 abgebildete, welcher, in Franken erhalten geblieben, jedenfalls aus einer der schon damals so hochberühmten Nürnberger Werkstätten hervorgegangen ist; er kam durch Hofantiquar S. Pickert, welcher ihn in Ansbach erworben hat, in unsere Sammlung. Fränkischen Ursprung dürfte auch die von Georg Schenk von Erbach getragene Originalwaffe, welche auf dem Grabsteine abgebildet ist, gehabt haben. Unser Helm, (wir wählen absichtlich dieses allgemeine Wort, da wir das Stück weder zu den Eisenhüten rechnen wollen, noch als Schallern gelten lassen müssen, weil sich doch der Rand in bestimmter

Weise von der Glocke trennt), mag ungefähr gleichzeitig mit dem Erbachschen Grabsteine sein. Er hat einen scharfen geschwungenen Grat, einen Sehschlitz, der ebenfalls in einer schmalen horizontalen Fläche liegt; der Rand, dessen unterer Saum umgeschlagen ist, ist schon in alter Zeit ausgebessert worden. Die

Fig. 33.

Fig. 34.

Stärke des Eisens ist nicht zu bedeutend, so dafs er mit 3.30 kgr. Gewicht das Haupt nicht zu sehr belastet. Eine Waffenschmiedemarke ist nicht vorhanden.

Daran schliefst sich eine aus einem Stücke getriebene Schallern, welche wir in Fig. 35 und 36 abgebildet haben, bei welcher der Hauptunterschied von

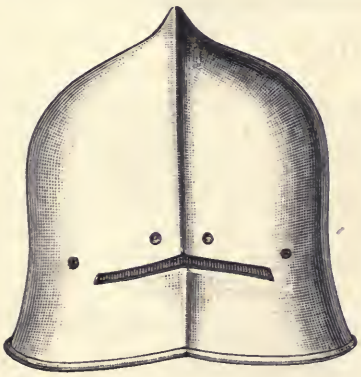


Fig. 35.

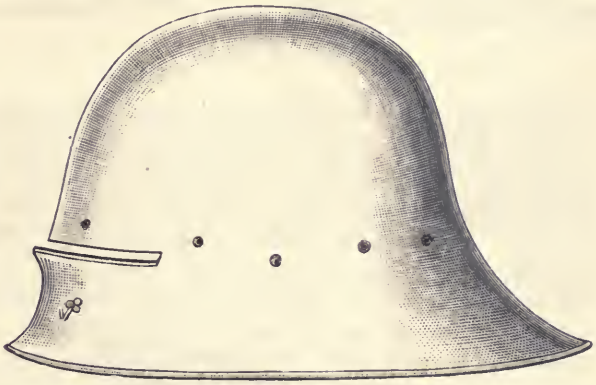


Fig. 36.

der vorigen darin besteht, dafs der Rand nicht mehr bestimmt abgesetzt ist, wie in Fig. 33 und 34, sondern beide Teile in einer geschwungenen Linie in einander übergehen. Aufserdem ist dieses Stück etwas schmäler und rückwärts in eine mehr ausgesprochene Spitze gezogen; im Übrigen aber sowol in Bezug auf Konstruktion, als auf Form, dem vorhergehenden Stücke ähnlich. Das hier fragliche hat eine Waffenschmiedemarke in Gestalt eines Kleeblattes wie nebenstehend. Es dürfte daher das Erzeugnis eines der Angehörigen der Innsbrucker Plattnerfamilie Treytz sein. Es stammt aus Südtirol, wo es sich in Neustift bei Brixen erhalten hatte. Sein Gewicht beträgt 2,25 kgr.

Zu allen diesen Schallern gehört als ergänzender Teil die Barthaube, und es ist uns kein Beispiel bekannt, dafs wir auf irgend einer gleichzeitigen Abbildung eines vollständig Geharnischten die Schallern ohne solche gesehen hätten. Zu den ältesten Beständen des Museums gehört die in Fig. 37 und 38 abgebildete Schallern, welche mit der freiherrl. v. Aufsefsschen Sammlung bei Begründung des Museums in dieses überging. Auch hier ist fränkische, also speziell Nürnbergische Entstehung demnach wahrscheinlich. Bei ihr ist nach den Seiten und nach vorn die stärkere Ausbiegung verschwunden; fast senkrecht stellt sie sich, wenn der Mann sie zum Kampfe zurecht gerichtet, d. h. horizontal zurecht geschoben hatte, so dafs er durch den Augenschlitz blicken konnte, vorn und zu den Seiten über den Rand der Barthaube, und nur nach rückwärts steht die

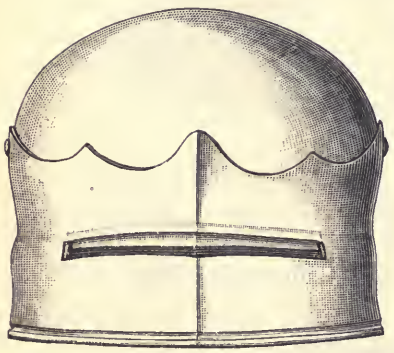


Fig. 37.

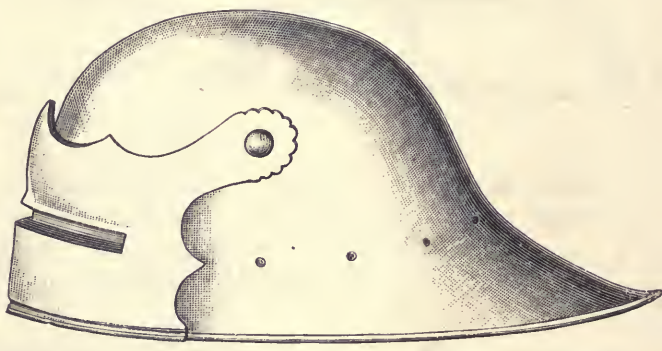


Fig. 38.

Nackenspitze über die Rüstung heraus, den Nacken gegen senkrecht von oben kommende Würfe oder Hiebe schützend. Die Schallern Fig. 37 ist jedoch an der Vorderseite ausgeschnitten, so dafs das Gesicht bis zur Stirne, so hoch es über die Barthaube hervortritt, also vor allem Nase und Augen frei werden, bei mancher anderen Barthaube wird auch der Mund frei. Um diese Teile zu schützen ist ein bewegliches Visier angebracht, welches erst im letzten Augenblicke geschlossen zu werden braucht. Das Metall ist nicht stärker als bei den meisten Stücken, das Gewicht beträgt 2,35 kgr. Eine Vorrichtung zur Befestigung des Visiers fehlt. Ein Plattnerzeichen ist auch nicht vorhanden.

Tritt die Schallern in dieser Form auf, so möchte man allerdings geneigt sein, die Entstehung derselben aus der Beckenhaube (vgl. Fig. 6) abzuleiten, denn gleich der Beckenhaube liegt sie unmittelbar mit einer Polsterung dicht auf dem Kopfe, und wenn man annehmen kann, dafs in ausnahmsweisen Fällen eine kettengeflochtene Brünne, oder Halsberge, vielleicht eine solche aus Leder, Loden oder Wollenzeug zu dem Helme Fig. 33 und 35 getragen wurde, so ist dies für Fig. 37 nicht wol denkbar, denn dafs zu der Schallern, neben der Polsterung, irgend etwas anderes als die Barthaube getragen worden sei, ist uns aus Abbildungen nicht bekannt geworden. Wenn auch unter jenen Plattenrüstungen, zu welchen Barthaube und Schallern gehören, ein Kettengeflecht getragen wurde, so ist dies doch offenbar nur bis zum Halse gegangen, nachdem sich schon im 14. Jahrhunderte mit Entwickelung der Beckenhaube das an

derselben befestigte Kettengeflecht auf einen Kragen beschränkt hatte, welcher ganz vom Kettenhemde getrennt war und ganz wegfiel, als zu den Plattenharnischen die Salade gekommen war.

Spitziger als beim vorigen ist der Nackenschutz hinten ausgetrieben bei dem jetzt zu betrachtenden Beispiele, der Schallern von der Rüstung, die wir früher veröffentlicht haben[41]). Diese Schallern weicht von der vorhergehenden aber vor allem durch die Art des Visiers ab, dessen Drehpunkt so hoch sitzt, dafs oberhalb des Kopfes wieder mehr freier Raum bleibt, als zur Einlage der Polsterung nöthig ist, und dafs über seiner Oberlinie noch ein Teil der Gesichtsöffnung soweit frei bleibt, dafs dadurch der Sehspalt entsteht. Die Glocke ist

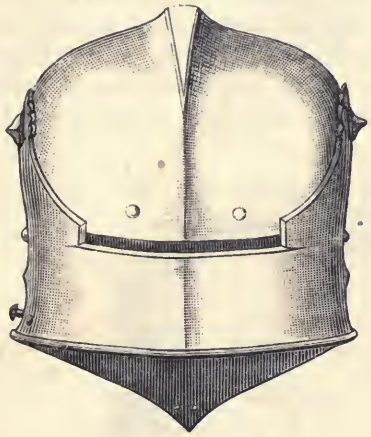


Fig. 39.

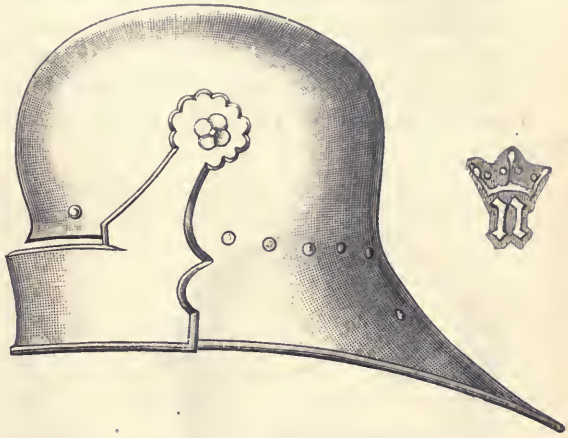


Fig. 40.

wie eine hohe, vortretende Stirne stark ausgetrieben und hat einen breiten, oben abgeflachten Grat. Das Gewicht beträgt 2,49 kg. Eine mit einem Knopfe verbundene Feder auf der rechten Seite, unten am Rande, dient zur Feststellung des Visiers. Ein Plattnerzeichen stellt ein gekröntes ɯ dar. Fig. 39 u. 40 zeigen diesen Helm von vorn, sowie dessen linke Seite.

Zu demselben gehört die in Fig. 41 von vorn und in Fig. 42 von der

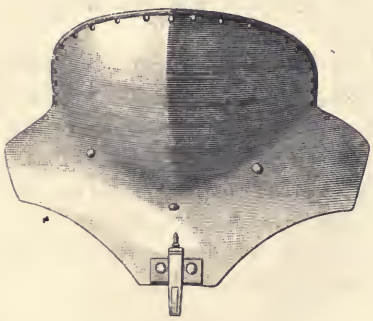


Fig. 41.

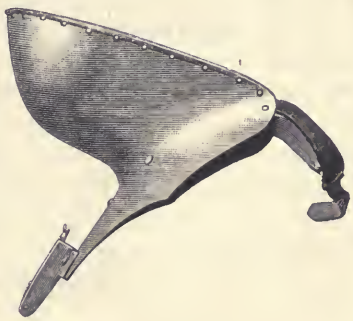


Fig. 42.

41) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1882, Sp. 5. Sie ist aus dem Besitze des Dr. Wilhelmi, welcher damals in Berlin lebte, jedoch die Rüstung in Süddeutschland erworben

Seite abgebildete Barthaube, welche auf der Brust des Harnisches festgesteckt wurde.

Eine andere Schallern des Museums, in Fig. 43 u. 44 abgebildet, hat den emporgetriebenen stumpfen Grat wie Fig. 39, dagegen die Visierbildung wie Fig. 37. Sie hat die engste Stelle etwas unterhalb des Sehschlitzes und erweitert sich gegen den unteren Rand wieder. Die über den Nacken herabgehende rückwärtige Spitze ist beweglich. An die Glocke ist ein Nackenblech derart befestigt, dafs es um Nieten am Anfang und Ende sich drehen kann, an dasselbe sind vier andere mit dem oberen Rande stets zurückbleibende Schienen, ähnlich beweglich, angebracht. Man nannte diese Konstruktion, welche ja an allen Teilen der damaligen Plattenrüstungen sich findet, »geschoben«. Die technische Sprache bezeichnet also diesen Nackenschutz als viermal geschoben. In unserer Zeichnung sind die Schienen sehr zusammengeschoben, da der Helm auf einer Fläche auflag, als er gezeichnet wurde. Sich selbst überlassen sinkt der Nackenschirm vielleicht 10—12 cm. tiefer herab. Der Helm wiegt 2,70 kg.

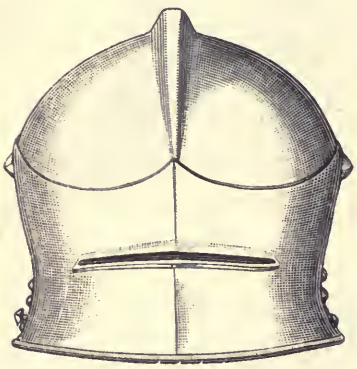


Fig. 43.

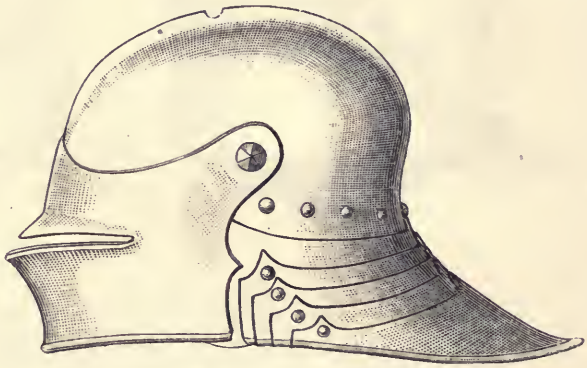


Fig. 44.

Ein Loch im Scheitel des Grates diente dazu, eine Schmuckfeder oder sonst einen Helmschmuck aufzustecken. Er hat kein Waffenschmiedezeichen. Vormals befand er sich in der Bertholdschen Sammlung in Dresden und ist lange vor deren Auflösung für das Museum erworben worden.

Die Schallern sind spät entstanden und hatten verhältnismäfsig kurze Dauer, wie die sogenannten gotischen Plattenrüstungen, zu denen sie gehörten, obwol dieselben nicht gerade schwer waren. Sie wurden unter Kaiser Maximilian verlassen, dauerten also etwa 60 Jahre. Sie waren elegant in der Erscheinung, wie alles was dem Schlusse des 15. Jahrhunderts angehörte. Kaiser Maximilian, welcher sie noch in jüngeren Jahren getragen und im Kriege erprobt hatte, mufs sie unzweckmäfsig gefunden haben, so dafs er sich um Einführung anderer Harnische und mit denselben anderer Helme lebhaft bemühte.

---

hatte, in jenen des Museums übergegangen. Sie ist jedoch nicht ganz intakt, sondern restauriert und dies mit solchem Geschick, dafs man sie für vollständig neu halten könnte. Doch haben Freunde, welche sie vor der Restauration kannten, geglaubt, alle alten Teile, insbesondere auch die Schallern, als alt jetzt noch nachweisen zu können.

Eine Gattung Sturmhauben, den Schallern verwandt, ging als Kopfbedeckung der Fufsknechte neben dieser Helmgattung her. Das germanische

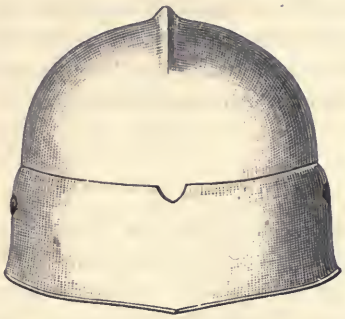


Fig. 45.

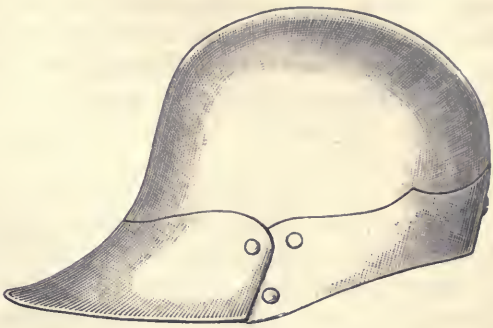


Fig. 46.

Museum besitzt ein Stück, welches der Verfasser im Zeughause zu Rhodus gefunden, wo es mit anderen mittelalterlichen Waffen als Überbleibsel der Ritter-

Fig. 47.

herrschaft sich erhalten hatte, und von woher er dasselbe als Geschenk des Sultans Abdul-Aziz vor bald 25 Jahren in das germanische Museum brachte. Wir geben es hier in Fig. 44 u. 45 wieder. Das Gewicht beträgt 1,20 kgr. Auf dem Bilde, welches den Kampf der Nürnberger mit dem Markgrafen von Brandenburg vor den Thoren ihrer Stadt im Jahr 1502 zeigt, haben die nürnbergischen Söldner ähnliche Hauben, während die Ritter meist andere Helmgattungen als Schallern tragen. In Fig. 47 geben wir zwei Krieger aus diesem Bilde.

VII.

Die geschlossenen Visierhelme.

Wir haben die Schallern, welche ausschliefslich der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören und im 16., wenn freilich von solchen, die nicht die Mittel hatten, jede neue Mode im Kriegswesen mitzumachen, wol noch lange getragen[42]), nicht mehr gefertigt wurden, als Fortsetzung der Eisenhüte betrachtet und sind daher ziemlich weit der geschichtlichen Entwickelung vorausgegangen, welche andere Helmgattungen durchgemacht haben, die gleichzeitig neben den Eisenhüten und den Schallern herliefen. Wir kommen daher, wenn wir auch diese Helme in ihrer Entwickelung verfolgen wollen, wieder auf die spitzigen Beckenhauben zurück, die mit einem Kettenkragen verbunden waren, welcher über dem ledernen, mit einzelnen Platten und Schienen belegten Lendner getragen wurde, wenn wir die Entstehung des geschlossenen Helmes suchen, welcher im Schlusse des 15. Jahrhunderts besonders beliebt und begünstigt wurde und in den verschiedensten Varianten, vom Beginne des 16. Jahrhunderts an, die eigentliche ritterliche Kopfbedeckung bildete und als »Helm« kurzweg bezeichnet wurde.

In Frankreich war mitunter schon im 14. Jahrhunderte ein Halsschutz, aus einem hohen, plattenförmigen Ringe bestehend, mit der spitzigen Beckenhaube verbunden worden, so dafs der aus Ringeln bestehende Kragen überflüssig wurde; teilweise wurde dieser, bavière genannte, Halsschutz auch nur am vorderen Teile des Halses und Kinnes getragen und deshalb am unteren Teile der Beckenhaube befestigt, ebenso wie das Visier am oberen. Viollet-le-Duc gibt in seinem Dictionnaire du mobilier français im Artikel »Helm« mehrere Beispiele.

Aus Deutschland ist uns kein Beispiel aus so früher Zeit bekannt geworden. Wir haben am Schlusse der III. Abteilung dieses Aufsatzes noch auf die letzten Helme aufmerksam gemacht, welche wir als Beckenhauben bezeichnen möchten. Wir haben auf das Bild des Georg Tumersdorfer in dem Glasfenster der Kirche S. Maria am Wasen bei Leoben aufmerksam gemacht[43]) und knüpfen hieran auch jetzt wieder an, indem wir das von uns bereits veröffentlichte Bildnis[44]) desselben hier in kleinerem Mafsstabe wiedergeben (Fig. 48). Besonders charakteristisch ist die durch drei horizontale Falten hergestellte Gliederung des Visiers.

---

42) vergl. A. Dürers »Ritter, Tod und Teufel« (B. 98) vom Jahre 1513, wo der Ritter eine solche Schallern auf dem Kopfe trägt, sowie einige Gemälde dieses Meisters.

43) s. o. S. 43. Schon nach dem Drucke der ersten Bogen dieses Aufsatzes ist es dem german. Museum gelungen, noch zwei solche Beckenhauben aus derselben Quelle zu erwerben, Varianten in der Form von Fig. 11 und 14, von welchen eine das Häkchen zeigt, welches zur Befestigung der Insignie der Zopfgesellschaft diente.

44) Anzeiger f. K. d. d. V. 1866, Sp. 368 u. Tafel.

Die mittlere Falte springt weiter vor, als die obere und untere. Gerade dadurch erhält das Visier jene fratzenhafte Bildung, wegen deren diese Helme den Namen Hundshauben (Hundsgugeln) erhielten. Der mittlere, spitze Teil, mit Löchern versehen, erscheint, wenn das Visier geschlossen, als Schnauze, die zwei horizontalen Sehlöcher darüber als Augen und die hinter der Nase zurückliegenden unteren Schlitze als Maul. Diese Gliederung in drei Falten ward sodann für das Helmvisier auf längere Zeit mafsgebend. Der Kragen ist, wenn auch vielleicht mit eisernen Einlagen, doch jedenfalls aus Filz oder Leder. Erst mit dem 15.

Fig. 48.

Jahrhunderte sehen wir einen an der Beckenhaube befestigten Kinnschutz aus Platten. Wir verweisen hier auf die in Bronze gegossene Figur des Konrad v. Weinsberg, † 1416, auf seinem Grabmale in Schönthal, wovon wir einen Abgufs besitzen, und dessen Kopf wir hier (Fig. 49) wiedergeben. Es ist ersichtlich, dafs auch der Kettenkragen durch Stahlplatten ersetzt ist. Keinen Aufschlufs erhalten wir, ob die ganze Helmglocke aus einem Stücke besteht oder aus zwei senkrechten, einem vorderen und einem hinteren, und ob sodann der Halskragen ebenfalls aus zwei Teilen besteht noch wie solche verbunden sind.

In unserem Manuskripte des trojanischen Krieges vom Jahre 1441 fällt die grofse Zahl verschiedener Helmformen auf, welche wir mindestens zum

überwiegenden Teil als bestehend annehmen müssen, so dafs wir in Fig. 50 eine Zusammenstellung geben. Es ist bezeichnend, dafs, während in der Rüstung des gesamten Körpers, wo solche auftritt, eine gewisse Gleichmäfsigkeit sich kund gibt, gerade der Helm solch grofse Verschiedenheiten zeigt. Freilich mag unter den in unserer Figur gegebenen Helmen auch mancher sein, welcher älterer Zeit angehört und so zeigt, dafs die damaligen Leute nicht so rasch mit der Beseitigung von Waffen bei der Hand waren, an welche sie sich einmal gewöhnt hatten; aber was die höchsten ritterlichen Kreise trugen, was selbst dem Achilles und dem Hektor beigelegt wurde, das ist doch sicher die damals, im Jahre 1441,

Fig. 49.

neueste und für die beste gehaltene Art der Helme. Es ist daher interessant, diese Bilder näher zu betrachten. Aus unserem jüngeren trojanischen Kriege von 1441 können wir die allgemeine Bemerkung machen, dafs die Spitzen der Beckenhauben, wenn wir dies Wort noch beibehalten dürfen, zwar noch nicht ganz verschwunden sind, dafs aber die Glockenform auch häufig oben abgerundet ist, dafs die Helme einen Kinnschutz haben, welcher sich mit dem Visiere um denselben Punkt dreht, dafs die Visiere teilweise vielseitig durchlöchert sind, wie Fig. 16 u. 17, teilweise aber auch senkrechte Schlitze haben. Auch die Reste der Brünne, die Kettenkragen, schwinden mehr und mehr und es tritt ein aus Platten geschmiedeter Halsschutz auf.

Zu den Lücken in der Waffensammlung des Museums, welche sich nur schwer werden ausfüllen lassen, müssen wir nun auch jene rechnen, welche in der Reihe bestehen, die den Übergang von der Beckenhaube zum geschlossenen Helme vor Augen führen soll, und welche durch Helme aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschlossen werden müfsten. Wir haben, soweit wir sie nicht noch zu den Beckenhauben selbst rechnen, nur ein Stück, welches diesen Übergang zum Helme bezeichnet, aber wol der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts

angehört, und, wenn auch bald nach des Mitte desselben zu setzen, schon zu den späteren Stücken dieser Gattung zu rechnen ist. Es ist der in Fig. 51—54 zur Darstellung gebrachte Helm. Er wurde vor Jahren, als die Mittel des Museums es nur selten zuliefsen solch teuere Ankäufe zu machen, vom Antiquar Steiner in Innsbruck erworben; woher dieser denselben bekommen, konnten wir nicht

Fig. 50.

erfahren und da er viel aufser Tirol einkaufte, so ist es auch leicht möglich, dafs er diesen Helm von auswärts eingekauft hatte. Er ist nicht schwer im Metall; sein Gesamtgewicht beträgt 2 kgr. Er besteht blofs aus zwei Stücken, der gleich der Beckenhaube an der hinteren Seite herunter getriebenen Glocke, welche der Kopfform genau folgt, so dafs sie das Haupt des Trägers, wenn sich innen eine Polsterung befand, genau umschlofs, und dem Visier, welches das Gesicht, zugleich das Kinn deckend, umschliefst. Das Fehlen eines eigenen

Kinnstückes ist noch ein Merkmal, welches auf ältere Zeit deutet. Die so genau dem Kopfe angepafste Form der Glocke deutet freilich vielleicht auf spätere Zeit, denn das Manuskript von 1441 zeigt solche Formen nicht. Das Visier ist durch mehrere horizontale Gliederungen belebt, von welchen die mittlere etwas weiter vorspringt, als die obere und die untere. Der mittlere, mit Löchern versehene Vorsprung bedeckt die Nase. Der obere enthält zwei Sehschlitze, der untere

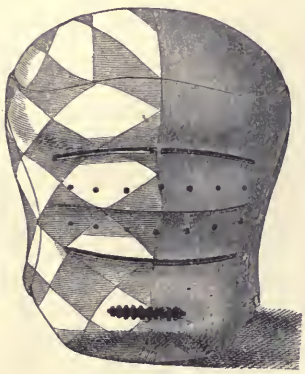


Fig. 51.

Fig. 52.

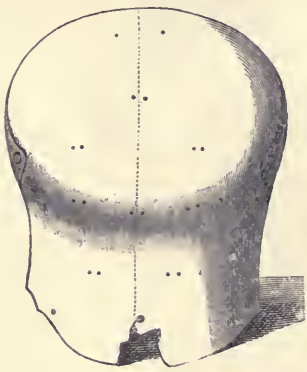


Fig. 53.

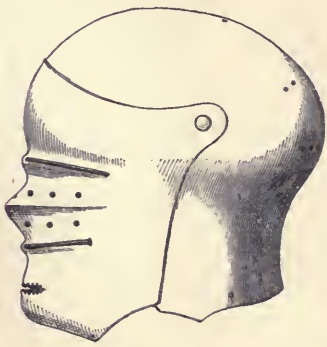


Fig. 54.

zwei Schlitze zur Lufteinnahme durch den Mund. Diese beiden, früher so beträchtlichen Vorsprünge sind in ganz geringe umgewandelt. Man wird sofort erkennen, dafs es dieselbe Gliederung ist, wie sie die Visiere der sogenannten Hundsgugeln zeigen, an denen jedoch noch die zum Kragen gewordene Brünne befestigt ist. Das früher absteckbare Visier dreht sich hier nach oben um eine Niete. An der linken Seite des Visiers ist ein Knopf mit einer Feder (auf der inneren

Ansicht [Fig. 52] ist die schräge Feder deutlich erkennbar) zum Feststellen desselben angebracht. Unterhalb der Schlitze ist noch eine gröfsere Öffnung mit gezahntem Rande, wol später erst im Visiere angebracht, um demselben, da es keine Hundefratze mehr darstellen konnte, annähernd den Charakter einer Gesichtsfratze zu geben, vielleicht aber auch, um mehr Luft zum Atmen einzulassen. Der Scheitel und Hinterkopf zeigt mehrere Löcher, von denen die mittleren wol zur Befestigung einer Helmzier, etwa Straufsfedern, dienten, die übrigen für die Helmdecke, welche hinten das Haupt umflatterte. Die Polsterung mag gesondert auf dem Haupte getragen worden sein. Die Löcher am unteren Rande dienten zur Feststellung eines Verbindungsstückes mit Brust und Nacken. Wenn schon der Helm ganz zur Benützung im Ernstkampfe geeignet scheint, so zeugt doch nicht blofs die Vorbereitung zur Befestigung von heraldischem Schmucke auf dem Helme, sondern auch seine Bemalung, dafs der Träger sich überhaupt heraldisch schmücken wollte. Von dieser Bemalung sind freilich nur noch Reste vorhanden. Doch ist er in der Mitte über den Scheitel weg geteilt und noch zu erkennen,

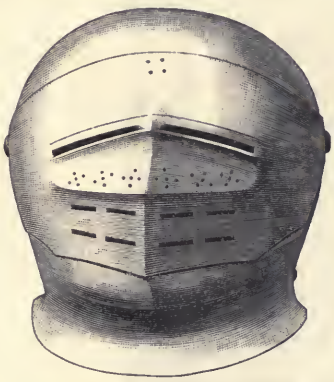


Fig. 55.

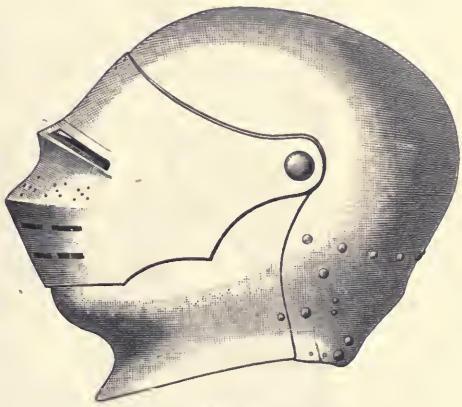


Fig. 56.

dafs die rechte Hälfte mit (den bayerischen?) Wecken weifs und blau bemalt war, während auf der linken Seite roter Grund sich erkennen läfst, wobei allerdings von einer etwaigen heraldischen Figur, welche vielleicht auf dem roten Grunde stand, nichts mehr festzustellen ist. Es mag, wenn einzelne Spuren wirklich Reste von Farbe sind, eine schwarze Figur (was jedoch gegen den heraldischen Gebrauch sein würde) gewesen sein, welche diesen Teil des Helmes schmückte.

Der Helm, welcher in Fig. 55 u. 56 abgebildet ist, zeigt nun diejenige Form vollkommen ausgebildet, welche im Schlufse des 15. Jahrhunderts sich gerade aus der vorangehenden Form entwickelt hatte. Was dort als Visier aus einem Stücke gebildet ist, ist hier in zwei sich übereinander wegschiebende, um denselben Drehpunkt bewegliche Teile zerlegt. Davon ist der untere, das Kinnreff, noch mit einem Ansatze zur Bedeckung des Halses versehen, der Nacken ist durch einen kleinen (sonst meist dreimal) geschobenen Ansatz an dem Helme geschützt, welcher an unserem Exemplare abhanden gekommen ist. Der obere Teil des Visiers zeigt noch die Erinnerung an die Gestalt der abgeschwächten Hundsgugel; noch ist, wie beim vorigen Beispiele, ein spitzer Vorsprung für

die Nase, darüber ein schwächerer mit den zwei Sehschlitzen; die untere Falte vor dem Munde ist jedoch verschwunden und das Visier geht vom Nasenvorsprunge bis zum unteren Rande schräg; acht kleinere Schlitze, sowie eine Anzahl Löcher, lassen die zum Atmen nötige Luft eindringen. Der Helm ist aus der Sammlung des jetzt verstorbenen vormaligen Direktors des Salzburger Museums, Jobst Schiffmann, als er nach München übersiedelt war, zu uns gekommen. Er gehört nicht zu den seltenen Formen und es ist daher nebensächlich, festzustellen, woher er ihn erworben, wol aus der Gegend um Salzburg oder aus Kärnten, woher Schiffmann andere Rüstungsteile bekommen hatte. Er wiegt 1,80 kgr. Eine Waffenschmiedemarke ist nicht zu erkennen.

Um auch in diesem Abschnitte die chronologische Folge einigermafsen beizubehalten, fügen wir noch in Fig. 57 ein Stück aus dem oben erwähnten Bilde

Fig. 57.

der Schlacht vor Nürnberg vom Jahre 1502 bei, um wieder die Mannigfaltigkeit der damals getragenen Helmformen zu zeigen. Freilich ist die Zeichnung so frei und flüchtig, dafs es schwer fallen müfste, irgend einen Helm zu rekonstruieren.

Deutlicher tritt der Helm an der Figur des Grafen Hermann von Henneberg auf dem bronzenen Grabmale in der Kirche zu Römhild[45]) hervor, welches, ein Werk Peter Vischers, in Abgufs das germanische Museum ziert. Es ist als gemeinsames Denkmal für ihn und seine Frau, Elisabeth von Brandenburg, welche 1507 gestorben ist, gefertigt. Der Gatte liefs dasselbe wol sofort nach dem Tode der Elisabeth fertigen und für seinen Todestag in dem Inschriftsfriese Raum, so dafs alsdann, wenn auch er gestorben war, die Angaben aus dem Metalle ausgehauen werden konnten. Er starb jedoch erst 1535. Der Meister brauchte zur Ergänzung der Inschrift nicht den gesamten ausgesparten Raum, so dafs

45) Anz. f. K. d. d. V. 1882, Sp. 100 und Tafel.

beim rechten Ellbogen noch ein Teil des für die Schrift stehen gebliebenen Metalles bis heute unbenützt ist. Wir erwähnen diese Thatsache ausdrücklich, da aus ihr hervorgeht, dafs das Grabmal schon bald, vielleicht sofort nach dem Tode der Frau und nicht erst nach 1535 gefertigt ist, dafs alfo der Helm hier unter die Jahre 1507—1510 in die chronologische Reihe einzufügen ist. Er ist als Fig. 58 dargestellt. Ob indessen der Bildhauer den Helm ganz richtig modelliert hat? Zwar erkennen wir die vorn bis zur Stirne rückwärts über den Hinterkopf weg hinter dem Halse sich herabziehende Glocke; wir erkennen das um die Rosette sich drehende Visier. Wir sehen das Kinnreff, aber wir können nicht sehen, wie dieses beweglich war und doch ist dies ja unerläfslich. Wir sehen aber auch, dafs der Hals und das Kinnreff unten zusammen einen hohlen Wulst haben, in welchen der obere Rand eines dreimal geschobenen, aus vier Schienen

Fig. 58.

bestehenden Halskragens eingreift, der auf dem Brustharnische und dem Rücken ruht, während der Helm einfach auf diesem Halsschutze, den oberen Rand deckend, aufruht. Was wir aus dem Hennebergschen Grabmale am deutlichsten sehen, das ist das Aussehen des Kopfes bei aufgeschlagenem Visiere, welches doch wesentlich von jenem abweicht, das sich bot, wenn das Visier der Beckenhauben des 14. Jahrhunderts, insbesondere der Hundsgugel, aufgeschlagen war, das ja dauernd gar nicht offen gehalten werden konnte, ohne ein unangenehmes Bild zu zeigen. (Vgl. Fig. 48.)

Wir sind mit den Helmen vom Ende des 15. und Beginne des 16. Jahrhunderts in das Zeitalter Kaiser Maximilians, des letzten Ritters, eingetreten, welcher bekanntlich der Entwickelung des Waffenwesens grofse Aufmerksamkeit schenkte und persönlich neue Erfindungen zu machen bestrebt war. Er trug noch in seiner Jugend die Schallern in Verbindung mit der Plattenrüstung jener Zeit und den spitzen Schuhschnäbeln. Auf einem Holzschnitte von Burgkmair vom Jahre 1518 B. 32 (im Museum unter H. 167 des Kupferstichkabinettes

Fig. 59.

vorhanden), welchen wir hier geben (Fig. 59), trägt er einen Helm, welcher jenem eben vorgeführten Hennebergischen fast vollständig gleicht. Bemerkenswert ist nur die Reihe Löcher um die Gesichtsöffnung im Kinnreff, sowie der heraldische Schmuck. Die Faltung des Visieres hat vier herausstehende Streifen.

Des Kaisers eigene Erfindung sollen nun die gestreiften Harnische gewesen sein, zu denen natürlich auch gestreifte Helme gehören, aber bei Behandlung des gesamten Harnisches werden wir zu zeigen haben, dafs diefs durchaus nicht der Fall. Im Weifskunig, wo er in einem eigenem Kapitel seine Erfahrung in der Plattnerei und seine Verdienste um die Umgestaltung derselben erwähnt, spricht er nicht davon, die Arbeiter in der Plattnerwerkstätte fertigen keine solchen und in dem ganzen Bande kommen nur ganz vereinzelt Reminiszenzen solcher vor. Merkwürdigerweise aber gehen diese auf jenem Blatte am weitesten,

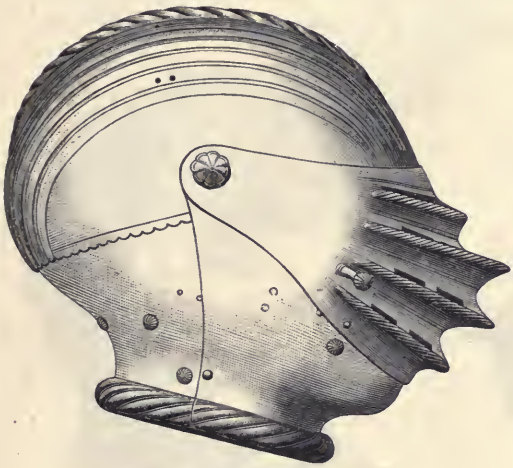


Fig. 60.

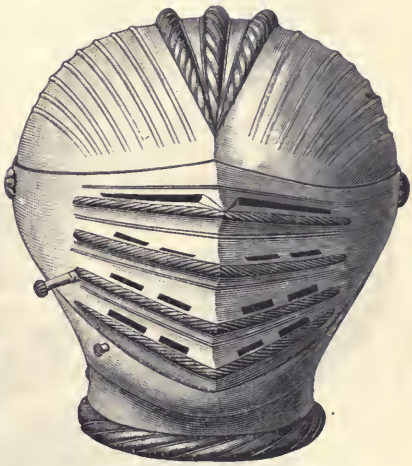


Fig. 61.

wo der Kaiser im Gespräche mit einzelnen lombardischen Kriegern dargestellt ist, von denen er lombardisch lernt, Krieger, welche man etwa als Mailänder ansehen kann. Übrigens ist hier nicht der Ort zu solcher Untersuchung.

Wir bilden hier in Fig. 60 u. 61 den Helm[46]) einer der schönsten unserer kannellierten Rüstungen ab, welche Gurlitt[47]) unter Nr. 68 beschreibt. Der Helm hat zwischen den Kannellierungen, welche, wie dies bei allen solchen die Regel ist, nur den Scheitel der Glocke decken, drei, vorn und hinten in eine einzige Spitze zusammenlaufende, schräg gewundene Wulste. Der Schutz der Hinterseite des Halses ist nicht mit der Glocke aus demselben Stücke getrieben, sondern am unteren Rande derselben aus einem besonderen Stücke angenietet, wobei der untere Rand der Glocke selbst, die über das Nackenstück deckt, unten in runden Bogen ausgezackt ist. An diesem Nackenschutzstücke und dem Kinn-

46) Der Harnisch, zu welchem dieser Helm gehört, kam durch Vermittlung von Drey in München aus der schon oben erwähnten Sammlung des Dr. Wilhelmi, damals in Berlin, in die unsrige. Wir haben denselben im Anzeiger f. K. d. d. V. 1882, Sp. 97/98 abgebildet.

47) Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner des 16. Jahrhunderts. Dresden 1889.

reffe ist ein grofser Wulst für den unteren Rand durch gewundene Treibarbeit hergestellt, in welchem der in den Wulst eingreifende Kragen umgeht. Um dieselbe Rosette, um welche sich das Kinnreff dreht, dreht sich auch das Visier, welches zu vier Vorsprüngen gestaltet ist, hinter deren oberstem die Sehschlitze liegen, während in den drei anderen Falten zwölf Luftöffnungen angebracht sind: Ein Federknöpfchen zum Verschlusse des Visiers läfst sich auf der rechten Seite des Helms aus der Zeichnung erkennen, ebenso ein Griff der angefafst wurde, um das Visier zu heben und zurückzuschlagen. Wir geben nebenstehend die Marke, welche der Brustharnisch trägt, da sie bei Gurlitt nicht ganz korrekt wiedergegeben ist. Wendelin Böheim schreibt den Eisenhut, aber in einem Schilde, dem Plattner Veit zu. Das Gewicht des Helmes beträgt 2,75 kgr.

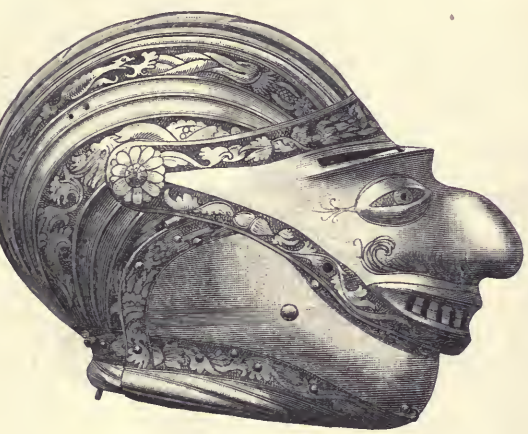


Fig. 62.

Fig. 63.

Einer sehr schönen, kannellierten Rüstung, welche breite geätzte Streifen (das erste Vorkommen der Ätzung in unserer Waffensammlung) zwischen schmalen glatten trägt, gehört der originelle in Fig. 62 u. 63 abgebildete Helm an, welcher, wie der vorige drei, so zwei Wulste (Grate) auf dem Scheitel hat, dessen Visier aber zu einer Schembartlarve ausgetrieben ist, die freilich nur sehr naive Gemüter zu schrecken vermag, im übrigen durch freundliches Grinsen eher einen erheiternden Eindruck macht. Die Augen sind neben der Treibarbeit noch durch Gravierungen hervorgehoben, die Pupillen durchlocht, doch befindet sich ein Sehschlitz erst oberhalb der Augen, während der Zaun der grinsenden Zähne die Luft zum Atmen einläfst. Das Kinnreff dreht sich nicht auf- noch abwärts, sondern öffnet sich in der Mitte des Kinnes und dreht sich mittelst Scharnieren nach beiden Seiten ziemlich weit hinter den Kopf. Ein Haken schliefst dasselbe wieder; ein Federknopf dient zum Festhalten des Visiers am Kinnreffe. Ein Wulst am unteren Rande liefs den Helm im Kragen umgehen. Die Ätzung ist reizend. Der Harnisch hat die Nürnberger Beschaumarke, zeigt also seine Herkunft von dort an. Er befand sich wol im Nürnberger Zeughause, ist aus demselben nach Feistritz entführt worden und hat erst mit der Sulkowskischen Sammlung den Weg nach Nürnberg zurück gemacht. Das Gewicht des Helmes beträgt 3,05 kgr.

Gleichfalls aus dem Nürnberger Zeughause rührt ein anderer Helm her, welchen wir in Fig. 64 u. 65 abbilden, der sich jedoch im Besitze der Stadt erhalten hatte und von dieser unserem Museum mit einem gotischen Harnische übergeben wurde. Er hat dieselbe Konstruktion wie der in Fig. 55 dargestellte,

Fig. 64.

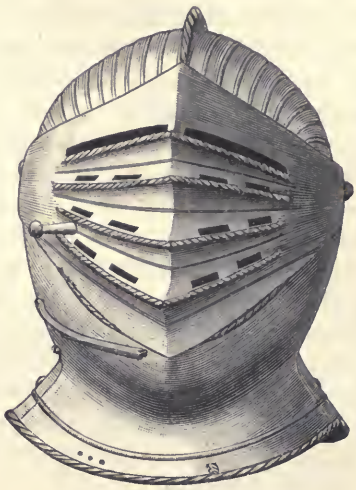


Fig. 65.

geht jedoch nicht im Kragen um, sondern legt sich mit seinem kleineren Kragen über den Halsschutz der Rüstung. Sein Nacken ist dreimal geschoben. Der Schädelwulst (Grat) ist etwas höher, als bei dem vorhergehenden Helme. An der rechten Wange befindet sich ein Stängelchen, dessen eines Ende um einen

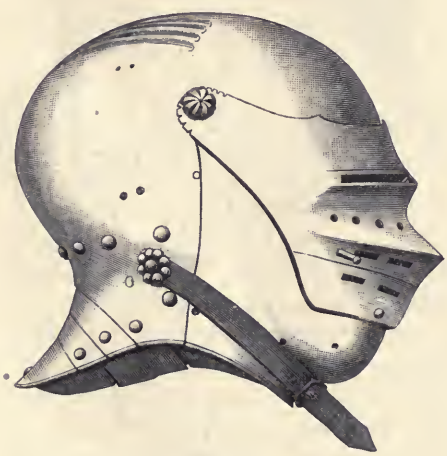


Fig. 66.

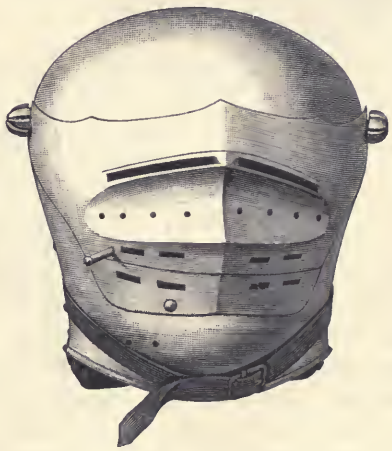


Fig. 67.

Knopf drehbar ist, während es am anderen freien Ende einen gabelförmigen Einschnitt hat, so dafs es aufgestellt und das Visier damit offen gehalten werden konnte. Er hat das Nürnberger Beschauzeichen und drei Punkte. Der Helm hat ein Gewicht von 2,15 kgr.

Einige wenige Streifen sind noch in den Scheitel der Glocke des nun in unserer Sammlung folgenden Helmes einwärts getrieben, an die gestreiften Rüstungen, welche in der That nur einer ganz kurzen Zeit angehören, erinnernd. Wir bilden ihn in Fig. 66 u. 67 ab. Er hat, wie so viele vorher und nachher, keinen Grat. Wenn er auch ein wenig gröfser ist, so gleicht doch seine Konstruktion vollständig jener des in Fig. 55 abgebildeten. Insbesondere ist die Konturlinie des Visiers eine ähnliche. Der Harnisch, zu welchem er gehört, trägt in Ätzung die Jahreszahl 1522, zu welcher Zeit man also die alte Form noch trug, welche älter ist als die Erfindung Maximilians und sie überdauert hatte. Es ist der Helm jenes Harnisches, der, aus dem Nürnberger Zeughause nach Feistritz gelangt, dort bis zuletzt als solcher des Götz von Berlichingen gegolten hat. Das geätzte Wappen auf der Brust widerlegt jedoch diese romantische Annahme. Es ist nicht das Götzens. Es ist mit seinen drei Rädern im Schilde jenes der Familie Steinrück, gen. Steinau; auf Götzens Grabstein erscheint es freilich auch; aber als das der zweiten Ehefrau seines Vaters Kilian, welche dieser Familie angehörte, während Götz der dritten Ehe seines Vaters, mit einer gebornen von Thüngen, entstammt. Der Brustharnisch trägt das Nürnberger Beschauzeichen. Der Helm hat ein Gewicht von 2,60 kgr. Die Helme dieser Form sind unter dem Namen Burgunderhelm, Bourgoignon, bekannt und haben ihre schönste Entwickelung in der folgenden Periode, wo noch viel von ihnen zu handeln sein wird.

VIII.

Den Stechhelmen ähnliche Kriegshelme.

Unter den verschiedenen Helmformen, welche schon in den Bilderhandschriften des trojanischen Krieges vom Schlusse des 14. Jahrhunderts und

Fig. 68.

von 1441 sowie auf dem Bilde der Schlacht bei Nürnberg 1502 sich zeigen, kommt auch eine solche nicht selten vor, welche den alten Topfhelm in neuer Gestalt vorführt. Wir geben hier in Fig. 68 einige solche Helme aus dem Trojanerkriege

von 1441 wieder. (Vergl. auch Fig. 18, Fig. 29 u. Fig. 50.) Ein Beispiel eines solchen, nicht mit den Turnierhelmen zu verwechselnden Kriegshelmes, besitzt das germanische Museum ebenfalls und wir bilden dasselbe in Fig. 69 u. 70 ab. Der Helm konnte, gleich dem Topfhelme, nur von oben über den Kopf gestülpt werden. Da er zur vollen Plattenrüstung getragen wurde, die herabgehenden Enden auf dem Rücken und der Brust desselben befestigt wurden, so ist nicht anzunehmen, dafs eine Beckenhaube darunter getragen wurde, vielmehr wol blofs eine Polsterkappe. Der Helm besteht aus zwei Stahlblechen, welche nach oben erweitert, an der Seite vernietet und mit einem dritten bedeckt, eine feste Hülle bildeten, die den gesamten Kopf umfafste. Eine kleine blattförmige Verdoppelung am Hinterkopfe schmückt unser Stück mehr, als es dasselbe verstärkt. Das Gewicht

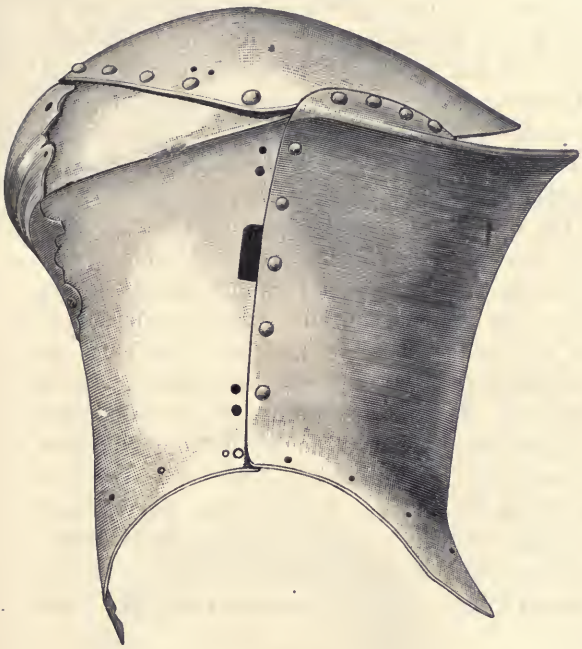


Fig. 69.

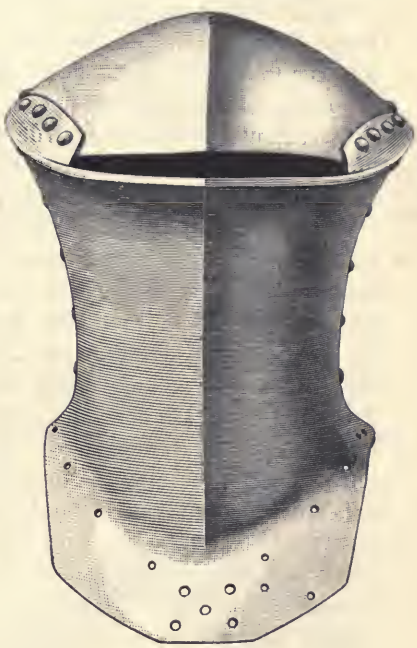


Fig. 70.

beträgt 8,15 kgr. Das Stück, welches auf den Schultern, wie auf Brust und Rücken des Reiters aufruhte, beschwert also denselben genug, um ihn nicht auch noch eine Beckenhaube dazu wünschen zu lassen. Die Stärke des Stahles ist indessen nicht wesentlich gröfser, als bei den meisten Helmen. Mehr als diese, macht ihn seine Gröfse schwer. Der obere Deckel verschliefst die Öffnung des Helmes nicht ganz, sondern läfst eine kleine Fläche vorn offen. Es entsteht so ein Sehschlitz von beträchtlicher Gröfse. Aber er liegt über der Augenhöhe und das Licht fällt senkrecht von oben ein, so dafs zwar der Kopf, insbesondere das Gesicht gegen Hieb und Stich Schutz fand, aber der Träger den Gegner nur sehen konnte, wenn er den Kopf ziemlich tief herabbeugte. Dann aber konnte ein Pfeil leicht das Gesicht treffen, wie bei Fig. 68 ersichtlich ist. Es mag ein hübsches Ohrensausen gegeben haben, wenn der

Kopf in dem eisernen geschlossenen Zylinder steckte, der nur über dem Scheitel eine Öffnung hatte, den Sehschlitz, der zugleich den Lufteinlafs vermittelte. Diese unangenehme Wirkung auf die Ohren zu beseitigen, diente ein Schlitz auf der Seite gerade ungefähr an der Stelle, wo das Ohr des Trägers sich befand, und welcher als Gehörschlitz zu bezeichnen ist.

Eine Anzahl Löcher an dem Helme haben uns noch zu beschäftigen; ein Paar Löcher im Scheitel und ein solches Paar zu jeder Seite der Deckplatte dienten zur Befestigung der Helmdecke und des Zimiers, falls der ritterliche Träger dieses Helmes solche anzubringen beliebte. Auf den Abbildungen Fig. 17, 48 u. 57 finden wir solchen Schmuck jedoch nicht. Die Polsterkappe gab eine gehörige Wattierung des Kopfes ab, der nicht jeden Hieb fühlen sollte, welcher auf den Helm traf, und auch den Druck des Helmes selbst gemildert finden, sich dagegen vollständig fest in demselben fühlen sollte. Diese Polsterkappe wurde unter dem Kinne festgebunden, hatte aber beiderseits je zwei Paare Schnürriemen, deren freie Enden, durch Löcherpaare herausgeschoben, es gestatteten, dafs der Helm noch jederseits an zwei Stellen mit der Polsterkappe verknüpft wurde. In jedes Loch der Reihe, welche unten rings um den Hals geht, griff ein an Brust und Rücken des Harnisches befestigter Haken ein, so dafs der Helm von dem Harnische getragen wurde. Dafs etwa eine Schraube in jedem Loch befestigt worden wäre, ist doch der Umständlichkeit wegen kaum anzunehmen, höchstens eine oder mehrere auf der Brust konnten etwa die Befestigung des Helmes an dieser und ähnliche auch jene am Rücken bewirken. Vielleicht lief auch ein leinener oder lederner Schnürriemen, ein Nestel mit messingenem Stifte an der Vorderseite und ein ähnlicher an der Rückseite, welche beide an einem Polsterkragen befestigt waren, durch den Ring von Löchern und wurden auf den beiden Schultern, wo doppelte Löcher sind, herausgezogen und gebunden, so dafs doch der Kopf mit dem schweren Helme nicht vollständig bewegungslos auf dem Körper safs, sondern dafs die Elastizität des gepolsterten Kragens und der Polstermütze doch einige Bewegung zuliefs. Das sehr merkwürdige Stück, welches keinerlei Marke trägt, gehörte der Sulkowskischen Sammlung an. Ganz entgegengesetzt in vieler Beziehung ist die Aufgabe der Turnierhelme, von welchen zu reden wir bald Anlafs haben werden.

IX.

Hauben.

Kaiser Maximilian I. bildete in seinem Heere das Landsknechtswesen aus. Es waren diese Landsknechte, wie das Wort sagt, »Knechte« und so grofs auch deren Bedeutung war, so weit ihr Stolz ging, sie hatten doch knechtische Waffen; die schwere, ritterliche Wehr durften sie nicht tragen, schon aus dem Grunde nicht, weil ihre Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit darunter gelitten haben würde. Als Kopfbedeckung trugen sie meist das Barett aus Tuch. Indessen wollten auch sie eine eiserne Kopfbedeckung nicht stets missen und wir sehen auf Abbildungen, dafs sie teilweise eiserne Hirnhauben trugen, welche nichts anderes sind, als die alten Beckenhauben einfachster Konstruktion, wie wir z. B. solche in unserer Fig. 6 kennen gelernt haben. Wir sehen auch den mit der Haube verbundenen Panzerkragen wieder auftauchen. In den Fig.

71 u. 72 geben wir Nachbildungen der Köpfe solcher holzschnittlich verbreiteter Landsknechtsfiguren, welche noch der Maximilianischen Zeit angehören, wenn auch ihre Veröffentlichung durch H. S. Beham, Meldemann, Guldenmund u. A. noch ein bis zwei Jahrzehnte nach Maximilians Tod fortgesetzt wurde. Unsere

Fig. 71.

Fig. 72.

Sammlung hat aber auch solche Hirnhauben in Original. Da ist eine, welche wir gar nicht abzubilden brauchen, weil sie beinahe mit Fig. 6 übereinstimmt, nur dafs nicht der dichte Kranz von Löchern vorhanden ist, in welchem dort das

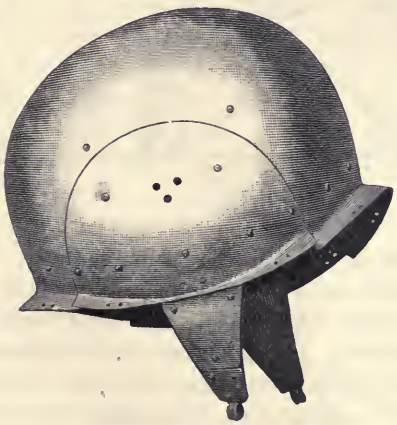


Fig. 73.

Fig. 74.

Kettengeflechte angeschlossen war. Es sind vielmehr nur wenige Löcher, um eine Polsterung und vielleicht einen wollenen oder ledernen Halskragen zu befestigen. Wir haben das Stück einem Wiener Sammler zu danken, der eine

gröfsere Zahl solcher besafs. Es ist im Eisen ein klein wenig stärker, als das in Fig. 6 dargestellte und wiegt 0,75 kgr.

Dagegen bilden wir ein Häubchen ab (Fig. 73), welches sich nicht so dicht dem Kopfe anschliefst, vielmehr mit flachem Scheitel versehen, über dem Haupte des Trägers etwas Luft läfst. Zu beiden Seiten hängen in Scharnieren runde Klappen als Schutz der Ohren und Wangen, zugleich zur Befestigung von Sturmbändern aus Lederriemen, welche unter dem Kinne geschnallt wurden. Wir besitzen deren einige Stücke mit leichten Varianten der Form und teilweise mit getriebenen Verzierungen auf der Backenklappe. Sie stammen

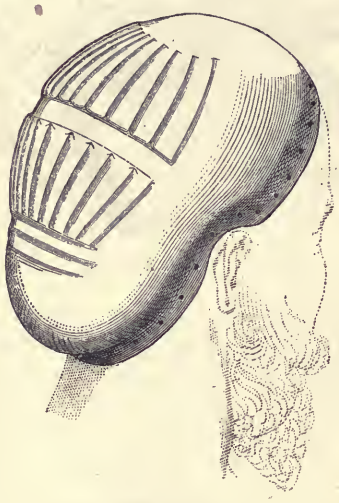


Fig. 75.

Fig. 76.

sämtlich aus der Rüstkammer der freiherrlich v. Künsbergschen Familie zu Wernberg in Oberfranken, jener in der Reihe der Förderer unserer Anstalt so hervorragenden Familie, die durch geschenkweise Überlassung fast des gesamten Bestandes ihrer Rüstkammer die Waffensammlung des germanischen Museums, welche bis dahin nur wenige Stücke umfafst hatte, erst eigentlich begründete.

Ebendaher kommen auch einige andere Hirnhäubchen, von denen wir eines in Fig. 74 abbilden, die auf dem flachen Scheitel drei gewundene Wulste haben. Sie sind nicht selten, waren meist mit rotem Sammet bezogen, so dafs nur eben die blank geputzten Wulste aus dem Sammet hervorsahen, was diesen Waffen ein ebenso elegantes als einnehmendes Aussehen gab, so recht geeignet, die Landsknechte von der glänzenden Seite zu zeigen.

Noch sei hier in Fig. 75 ein anderes Häubchen dargestellt, jenen nachgebildet, die in Sammt und Seide, mit Stickereien besetzt, von vornehmen Herren als bürgerliche Tracht getragen wurden (vergl. Fig. 76), wie gerade damals ja auch die geschlitzten Hosen und Wämser der Landsknechte von treibkundigen Plattnern in Stahl nachgebildet wurden. Es war nur eben ein Schutz des Hinterhauptes und auch so nicht schwer, nicht bestimmt, unter einer gröfseren Kopfbedeckung getragen zu werden. Die Landsknechte sollten ja allseitig beweglich angreifen und durch Ungestüm des Angriffes siegen. Unser Stück hat ein Gewicht von 0,75 kgr. Es ist gleich dem Scheitel der Helme »maximilianischer« Rüstungen kannelliert. Das Museum hat dasselbe vor Jahren von Pickert erworben.

Mit diesem Häubchen ist alles abgeschlossen, was in Bezug auf Maximilians I. Zeit sich von den Helmen sagen läfst, die im Kampfe getragen wurden und in unserem Museum vertreten sind.

X.

Turnierhelme.

Noch haben wir aber eine Reihe von Helmen anzuführen, wenn jene des Museums bis zur Zeit Kaiser Maximilians I. besprochen werden sollen, die Turnierhelme. Wir wissen ja, dafs gerade der Kaiser es war, dessen ritterlichem Sinne die Turniere in der Form, wie sie damals zur Ausführung kamen, die höchste Förderung zu danken hatten, wir wissen, dafs er der Umgestalter des Turnierwesens war, wie er dasselbe schützte und verbreitete. Das germanische Museum ist durch die Erwerbung der Sulkowskischen Sammlung in den Besitz sehr schönen und trefflichen Turnierzeuges aus Kaiser Maximilians Zeit in ziemlicher Zahl gekommen, und das Direktorium hat jedenfalls Veranlassung, den Freunden der nationalen Anstalt einmal im Zusammenhange von diesem Turnierzeuge zu erzählen, so dafs wir lange Bedenken trugen, hier blofs die Helme zu betrachten, obwol es uns der Titel dieses Aufsatzes vorschreibt. Und doch würde der Aufsatz ja eben unvollständig sein, wollten wir hier von den Turnierhelmen absehen. Dazu kommt, dafs Schild und Helm eine Bedeutung haben, welche weit über jene hinausgeht, die ihnen als Waffen zukommt, da sie als Träger des heraldischen Schmuckes als Grundlage der Heraldik anzusehen sind. Soweit nun auch die Kunst des Wappenzeichnens sich gestattet, in ihren Formen über die Grenzen hinauszugehen, welche jene beiden Waffenstücke in der historischen Folge der Entwickelung des Waffenwesens inne gehalten haben, so hat sie doch immer wieder auf die Originalformen zurückzugehen, welche die Waffen selbst tragen und da stehen ihr naturgemäfs keine näher, als jene, welche im Turniere getragen wurden, dem ritterlichen Spiele, in welchem die Heraldik eine so grofse Rolle spielte. Aber wir lassen jede Betrachtung der Turniere und des Turnierzeuges im allgemeinen beiseite und halten uns lediglich an die Helme.

Es sind nun vorzugsweise drei Formen der Helme, welche den drei Hauptgattungen des Turniers entsprechen, deren jede wieder mehrere Unterarten entwickelt hatte. Alle drei sind sind im germanischen Museum vertreten. Sie schliefsen alle an Helme an, welche auch im Ernstkampf dienten; ursprünglich

gab es wol gar keine besonderen Waffen für die Turniere, denn auch der alte Topfhelm wurde ja im Ernstkampfe getragen, nur dort bald aufser Gebrauch gesetzt, während er im Turniere beibehalten wurde; aber zur Zeit Maximilians ist der Turnierzeug bereits in charakteristischer Weise umgestaltet. So viel die Helme im Ernstkampfe Sicherheit gegen Angriffe bieten sollten, so durften sie doch die Beweglichkeit nicht zu sehr beeinträchtigen, sie durften nicht blofs für die Defensive geeignet sein, sie mufsten auch dem Ritter die nötige Frei-

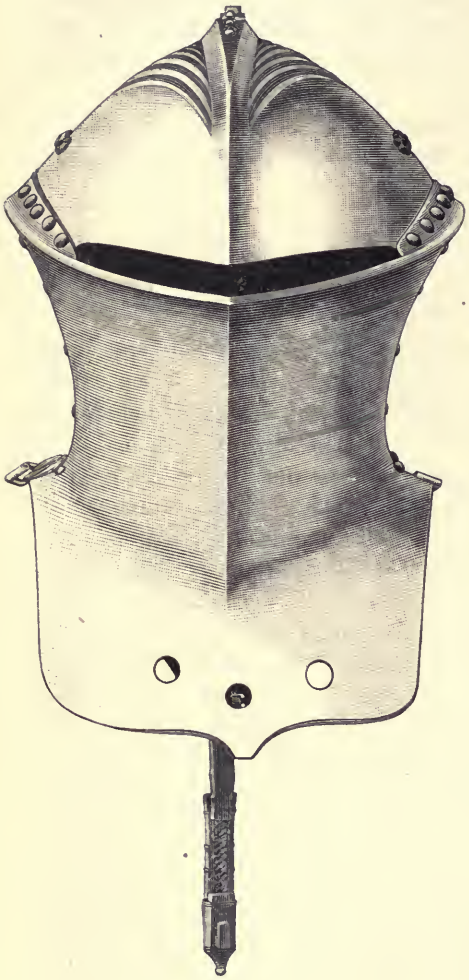


Fig. 77.

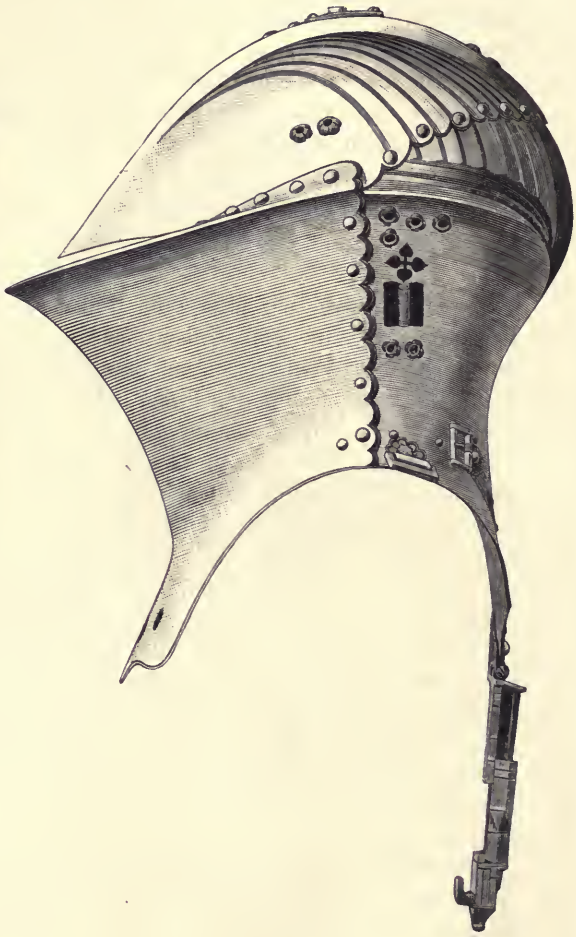


Fig. 78.

heit für den Angriff lassen, denn nur siegreicher Angriff konnte zum Erfolge führen. Beim Turniere aber handelte es sich darum, nur gegen ganz bestimmte, durch die Regeln allein gestattete Stöfse gerüstet zu sein; aber auch so gerüstet, dafs sie für den Getroffenen unschädlich waren, denn auch der Helm konnte getroffen werden; im sicheren Treffen des Gegners lag der Erfolg, wenn der Stofs stark genug und richtig geführt wurde, aber der Getroffene durfte durchaus keinen Schaden nehmen, denn es handelte sich nur um eine ritterliche

Übung zwischen Freunden, die auch nach der Übung Freunde bleiben wollten und sollten.

Die erste Art der Helme sind die beim »Stechen« dienenden. Sie haben sich aus den alten Topfhelmen des 14. Jahrhunderts entwickelt; sie gehen mit den Stechhelmen parallel, welche für den Ernstkampf hergestellt wurden und von denen wir in Fig. 69 ein Beispiel abbilden konnten. Für den Turniergebrauch wurden sie nun gefertigt, wie Fig. 77 u. 78, gleichfalls aus drei Platten zusammengesetzt, sie zeigen. Unsere Figuren führen einen der zu ganzen Turnierrüstungen gehörigen Stechhelme des Museums vor Augen, deren sieben fast ganz identische, nur eben durch Einzelheiten und die Plattnermarken von einander unterschiedene zu uns gekommen sind, eine Fülle, auf welche wir vorher nie zu hoffen gewagt hätten. Verglichen mit jenem in Fig. 69 abgebildeten, fällt vor allem die gröfsere Stärke des Stahles auf, die unserem Turnierhelme ein Gewicht von 8,40 kgr. gibt, andere sind noch schwerer; die zweite Bemerkung, welche wir machen, bezieht sich auf die geringere Höhe, die gröfsere Breite des Helms und die breite Auflage desselben auf der Schulter. Nehmen wir dazu die sofort ersichtliche andere Befestigungsart, so zeigt sich die Aufgabe des Turnierhelmes als eine von jener beim Ernstkampfe ganz verschiedene. Dafs unsere Turnierhelme eleganter gearbeitet sind, als der oben angeführte, verwandte Kriegshelm kann nicht auffallen. Wenn hier bei dem abgebildeten Helme die Kanellierung des Deckblechs, die durch kleine Bogen gesäumten Ränder, der starke Grat, die messingenen Rosetten um die Schnürlöcher, die Ausbildung der Gehöröffnung zu einem gotischen Fenster, die Zierlichkeit der Schnallen uns auffällt, so zeigen alle diese Kleinigkeiten, dafs man den Helm eben als Spielzeug vornehmer Herren anzusehen hat. Auf dem Grate liegt oben ein schmaler federnder Blechstreifen um die Helmdecke sowie die Helmzier zu fassen. Zwei Rosetten vor und zwei hinter demselben auf dem Grate dienten zur weiteren Befestigung der damit verbundenen Helmdecke und des mit ihr verbundenen Zimiers. Dazu dienten noch je zwei Löcher auf jeder Seite des Deckbleches und des Schädelbleches; die zwei horizontal nebeneinder stehenden unterhalb und oberhalb der Gehöröffnung dienten zum Festbinden einer Polsterhaube im Helme[48]), welche die Stöfse milderte, die etwa auf den Kopf hätten wirken können. Besonders wichtig war aber die feste Verbindung des Helmes mit der Harnischbrust und dem Rücken für die Sicherheit des Turnierenden. Brust, Rücken und Stechhelm mufsten zu einer absolut unverschieblichen Einheit noch mit den Bauchreifen verbunden werden, in welcher der Träger der Rüstung lose safs und deren Last, vermittelt durch den Beinschutz, nur den Sattel beschwerte. Defshalb war am Rücken eine Öffnung, in welche ein vom Helme tief herabgehender Haken eingriff und sodann durch Bewegung einer Schraube soweit in die Höhe gezogen wurde, dafs er den in der Öffnung liegenden Teil des Rückenbleches fest fafste und somit verhinderte, dafs der Helm sich vor- oder rückwärts neigen konnte. Drei mächtige Schrauben mit grofsen, innen befindlichen Köpfen gingen von innen

48) Es lag zwar nicht viel daran, dafs diese Polsterhaube am Helme befestigt wurde; allein sie konnte nicht gut auf dem Kopfe des Trägers befestigt werden und so wurde sie eben am Helme angeschnürt. Vier doppelte Bänder, zwei auf jeder Seite, waren daran befestigt; die Haube wurde eingelegt und die Nesteln durch die Rosetten nach aufsen geschoben und alsdann aufsen jedes solche Bänderpaar festgeknüpft.

Fig. 79.

Fig. 80.

durch drei, den in der Brustplatte des Helmes entsprechende, im Bruststücke des Harnisches befindliche Löcher hervor, am freien vorderen Ende mit einem Schraubengewinde, in welches je eine grofse Schraubenmutter pafste, die vorn angeschraubt wurde, so dafs der Helm vorn ebenso fest mit der Brust verbunden wurde, als hinten mit dem Rücken, ohne dafs er auf den Schultern des Turnierenden auflag, welcher auch seinen Kopf im Helme frei bewegen konnte. Ein Lanzenstofs, welcher auf den Helm traf, zog dadurch den Kopf des Trägers nicht ins Mitleid; es war ganz genau so, als ob die Brust getroffen worden wäre; ja, die vielen Stöfse, welche an unseren Helmen in der Halsgegend ihre Spuren zurückgelassen, zeigen deutlich, dafs man gerade dahin die Stöfse mit Vorliebe richtete. Auf der Schulter liegen Schnallen, an welchen der Armzeug befestigt wurde, während zwei andere Schnallen an der Rückseite Riemen trugen, die, um den Hals vorgehend und vorn geschnallt, den festen Zusammenhalt des Helmes vermehrten. Zu erwähnen haben wir noch, dafs der hier abgebildete Helm kein Meisterzeichen trägt, während die übrigen zu Harnischen gehören, welche durch das Nürnberger Beschauzeichen, zwei überdies noch durch Marken des Meisters Valentin Siebenbürger bezeichnet sind.

Für die heraldischen Zeichner blieb stets der Stechhelm die beliebteste Helmform; indessen nahmen es die wenigsten sehr genau und, ebenso wie die Formen der Schilde, so waren auch jene der Helme meist der Phantasie entnommen, selten einem Originale entsprechend. Nur auf Albrecht Dürers Wappenzeichnungen ist alles klar. Sein Wappen mit dem Hahn als Kleinod (B. 100) zeigt uns die Nesteln aus den Löchern hervortretend und zusammengebunden. Es zeigt den Stechhelm schräg von vorne, während bei dem Wappen mit dem Todtenkopfe und einem Fluge (B. 101) als Helmzier der Helm ganz von der Seite gesehen ist. Bei beiden Helmen mufs er die ornamental so reich ausgebildete Helmdecke aus Leder modelliert gedacht haben. Bei dem Hahne hat er den vorderen Teil abgeschnitten gezeigt, so dafs die zwei Rosetten auf dem Grate leer, bei jenen auf dem Deckbleche die Nesteln blind aufgebunden sind. Er hat dies lediglich, um seine Helmstudie genau verwenden zu können, gethan, denn jeder Techniker wird erkennen, dafs eine solch schwere Helmdecke auf dem Helme nicht halten kann, wenn nicht auch die drei vorderen Nesteln zur Befestigung verwendet sind. Die Helmdecke und -zier hatten die Tendenz, vom Helme rückwärts herunterzugleiten, und da der ganze Turnierzeug zu einer Einheit verschraubt ist, diese Einheit und damit den Turnierenden nach rückwärts zu ziehen, gerade so, wie es sein Gegner wünschen mufs. Wir geben in Fig. 79 das Wappen mit dem Hahne wiederund stellen ihm in Fig. 80 jenes mit dem Totenkopfe gegenüber[49]). Aus diesem wird es noch deutlicher, was Dürer gemeint hat. Er wollte nicht die Zeichnung des Helmes teilweise durch die bewegte ornamentale Helmdecke unsichtbar machen, hat daher nur die rechte Seite derselben gezeichnet, jene der linken aber, die hier die Vorderseite wäre, ganz weggelassen, so dafs selbst der Grat des Helmes sichtbar wird, da er gleichzeitig den Schmuck über den Helm in die Luft gehoben. Die hinteren Rosettchen sind daher sichtbar und die Nesteln gehen durch dieselben in der Luft in die Höhe. Die Schleife derselben mufs

49) Wir verdanken die Überlassung der Clichés zu diesen beiden Dürerschen Wappen ebenso wie zu dem Burgkmairschen Maximilian Herrn Dr. G. Hirth in München.

zwischen den beiden Flügeln stehen, ist also nicht sichtbar. Von den anderen Rosettchen läfst sich auf unserem Abdrucke nur eines mit einer Nestel erkennen. Es müssen derem auch zwei und ihre Schleife hinter dem aufgebogenen Blatte in der Tiefe der Mulde sein, welche sich hinter dem vorderen Rande des linken Flügels unseres Helmes bildet. Zu bemerken ist noch, dafs Dürer es nicht unterlassen hat, die vom Helme herabhängende Rückenschraube zu zeichnen.

Eine zweite Gattung Helme, von welcher wir ebenfalls vier Stück haben und in Fig. 81 und 82 einen abbilden, sind jene für das Rennen. Sie gleichen den Schallern und hiefsen »Rennhüte«. Auch sie hatten mit den zugehörigen Harnischen im Anfange des Jahrhunderts den Weg nach Feistritz gemacht und kamen mit der Sulkowskischen Sammlung in das germanische Museum. Zu

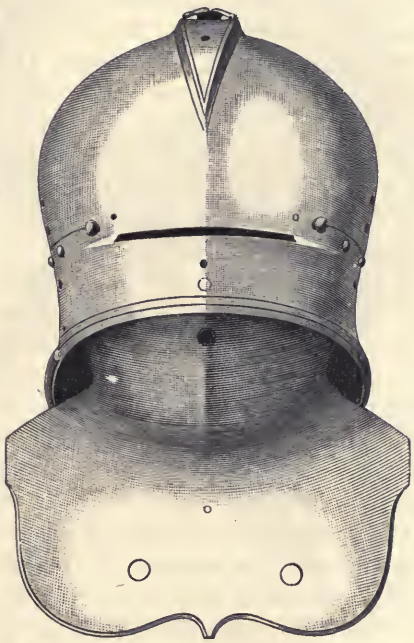


Fig. 81.

Fig. 82.

jedem Rennhute gehörte die Barthaube, welche mit der Rennbrust verschraubt war, während der Hut, aufser jeder Verbindung mit dem Harnische, auf dem Kopfe ruhte. Wie die Zeichnungen ersehen lassen, ist der Rand des Hutes an der Vorderseite von der Helmglocke aus dem ihr anhaftenden Stahle abwärts getrieben, an den Seiten und rückwärts aber ein Stück Metall herausgeschnitten und dann der bleibende Rand durch Nieten an dem unteren Rande der Glocke befestigt. Auf dem Scheitel der Glocke ist ein breiter, flacher Grat sehr sorgfältig ausgetrieben, auf dessen Scheitelhöhe ein blattartig ausgeschnittenes, federndes Blech mit einem Knopfe aufgelegt ist, welches die Helmdecke, die beim Turniere auch auf dem Rennhute lag, festhielt. Vier Löcher dienen zum Befestigen des Zimiers, sowie unten am Hute solche zu weiterem Annesteln desselben, so-

wie zum Annesteln der Polsterhaube, die um so sicherer befestigt sein mufste, da ja ihre Elastizität sie allein festhielt. In den Turnieren des Freydal, d. h. den Turnieren, welche Kaiser Maximilian I. selbst gekämpft, in denen er zumeist auch gesiegt hatte, sehen wir nirgends, dafs einer der Rennenden seinen Rennhut verloren hätte, obwol dieselben oft genug hintenüber vom Pferde gestofsen wurden. Er mufs also fest auf dem Kopfe gesessen haben. Die Zeitstellung der Rennhüte unserer Sammlung ergibt sich daraus, dafs zwei der dazu gehörigen Brüste die Jahreszahl 1498 tragen. An Meisterzeichen findet sich auf dem dargestellten Rennhut neben dem Nürnberger Beschauzeichen das Zeichen Hans Grünwalds, das wir nebenstehend genau wiedergeben, da es von anderen Wiedergaben etwas abweicht. Dasselbe Zeichen tragen noch zwei der Rennzeuge, während das vierte eine Arbeit Valentin Siebenbürgers ist.

Eine dritte Helmform kam zur Verwendung beim Turnieren mit dem Kolben, eine Art, welche wir schon in unserer Handschrift des Wilhelm von Orlens von Rudolf von Monfort, welche zu gleicher Zeit entstanden, 1441 dargestellt finden, die jedoch im Freydal nicht vorkommt. Über die Rüstung selbst und deren Besonderheiten werden wir zu sprechen haben, wenn wir über den Turnierzeug im allgemeinen handeln. Da die Kolben, welche übrig geblieben, ziemlich leicht sind, so werden wol auch die Helme ursprünglich keine besondere Stärke nötig gehabt haben. Die Helme knüpften an die Kriegshelme an. In der älteren Handschrift des Trojaner Krieges kommen keine vor, welche wir als Vorgänger der hier in Betracht kommenden hätten erkennen können. Im Trojanerkriege von 1441 dagegen finden wir (vgl. Fig. 50) wiederholt Helmformen, welche eine grofse, den ganzen Kopf deckende Beckenhaube, teilweise spitz, meistens jedoch schon rund zeigen, an welcher ein Kinnschutz und ein Visier sich befinden, das durch senkrechte Schlitze durchbrochen ist. Unser Wilhelm von Orlens dagegen enthält die Darstellung eines Kolbenturnieres, die um so wertvoller ist, je weniger wir sonst gerade diese Art der Ritterspiele dargestellt sehen[50]). Wir finden volle Übereinstimmung der Helme mit den späteren Originalen. Es scheint hier, als ob der Helm aus einem einzigen Stücke getrieben sei. Indessen ist doch wol anzunehmen, dafs mindestens das mit sehr grofsen Öffnungen versehene Visier besonders eingesetzt oder angenietet war. Die Heraldiker wenden Helme gerade nach der Zeichnung, wie Fig. 83 sie gibt, öfter noch in viel späterer Zeit an. Von Originalhelmen sind uns zwar nur verhältnismäfsig wenige, aber doch einige erhalten geblieben. Sie sind schwer und stark. Von allen bekannten ist der unsrige (Fig. 83 u. 84) vielleicht der späteste, aber auch der schönste. Ein württembergischer Händler brachte ihn uns vor etwa 10 Jahren ins Museum und wir wurden bald handelseins. Wir vermuthen, dafs er aus Ludwigsburg stammt. Er ist sehr grofs, so dafs eine tüchtige Polsterung des Kopfes darunter getragen werden konnte, die wol vom Kopfe selbst festgehalten war. Er besteht aus sechs Teilen, erstens der Glocke mit flachem, breitem Grate und dem Halsteile, welcher an diese angenietet ist. Zwei weitere Teile bilden den Kragen. Der rückwärtige Teil des Kragens ist mit Nieten an dem Halsteile der Glocke befestigt. An der Glocke drehen sich um zwei durch Rosetten geschmückte

50) vergl. Anz. f. K. d. d. V. 1880, Sp. 105 u. 106.

Zapfen die beiden letzten Stücke, das Visier und das Kinnreff, an welches der vordere Teil des Kragens angenietet ist. Das Visier kann durch einen Federknopf am Kinnreff festgestellt werden, welches seinerseits durch einen ähnlichen Knopf am Unterteile der Glocke gehalten werden kann. Das charakteristische Zeichen des Kolbenturnierhelms besteht darin, dafs das Visier keine weitere Gliederung hat, dafs nur von einem einzigen grofsen Ausschnitte aus seiner Fläche eine Öffnung gebildet ist, die durch ein Gitter verschlossen wird, welches aus fünf senkrechten und drei horizontalen starken Rundeisenstangen gebildet ist. Wie aller Turnierzeug, so ist auch dieser Helm sehr sorgfältig und schön

Fig. 83.

Fig. 84.

gearbeitet. Geätzte Friese bilden einen zierlichen Schmuck dieses vornehmen Spielzeuges. Zur Befestigung an der Harnischbrust hat er drei Löcher unter einander. Eine Waffenschmiedemarke trägt der Helm nicht. Er wiegt 7,80 kgr.

Wir sind dadurch, dafs das Museum bis jetzt keine älteren Helme dieser Gattung besitzt, nur in der Lage, das vorliegende Beispiel hier abzubilden und zu besprechen. Die Gesamtform sowol wie die Verzierung zeigen, dafs es wol erst etwa um 1530 entstanden ist. Da wir jedoch die Helme des 16. und 17. Jahrhunderts ohnehin einer ähnlichen Besprechung unterziehen wollen, die unmittelbar den gegenwärtigen Aufsatz fortführen soll, falls wir die Kraft behalten, die schon vor längerer Zeit gemachten Studien zu einem Aufsatze abzurunden, so bleibt es sich ja gleich, ob wir mit diesem Stücke unseren gegenwärtigen Teil abschliefsen oder den folgenden damit beginnen.

Wir haben auch für jenen Zeitraum ein selten umfangreiches Material in der Sammlung des germanischen Museums beisammen, mit welchem gerade der Verfasser sich so enge verbunden fühlt, weil er es gröfstenteils beschaffen zu können, so glücklich war. Der Kenner des für die Kulturgeschichte so wichtigen Waffenwesens wird es zu würdigen verstehen, was es heifst, dafs ein Bettelmann in diesen letzten Jahren es vermocht hat, bei den enormen Preisen aller Einzelstücke, die ja blofs durch Aufsuchung und Benützung jeder Gelegenheit zu Erwerbungen überhaupt erlangt werden können, eine solche Serie zusammenzubringen, sie werden des Verfassers Gefühle verstehen, mit welchen er auf die Reihe der Helme blickt, deren erster Teil hier besprochen ist. Diejenigen, welche denselben bei Beschaffung des Geldes unterstützt haben, werden die Tiefe seiner Dankbarkeit ebenso ermessen, wie Jene, welche beigeholfen haben, das Material zu beschaffen, und welche so manches geschenkt haben.

Aber auch, dafs es dem Verfasser schwer wurde, zu scheiden von dieser Sammlung, die noch so viele Lücken bietet, die noch lange des gleichmäfsigen Interesses bedarf, wird jeder begreiflich finden, der da weifs, dafs der Verfasser als Direktor seinen Stolz darein gesetzt hat, die Wünsche des deutschen Volkes und aller Schichten desselben zu verstehen und zu erfüllen, da ihm wol bekannt ist, dafs die Nation zu keinem anderen Zwecke, als jenem, eine umfangreiche, belehrende Sammlung zu bilden, sich vereinigt hat, nicht aber damit er und andere Gelehrte oder Künstler hier versorgt werden.

Der Verfasser hatte die Absicht, indem er zeigte, was auf einem kleinen Einzelgebiete geschehen, was aber auch noch zu thun ist, bei seinem Rücktritte Rechenschaft zu geben; er knüpft dabei die Bemerkung an, dafs er, soweit es gelingen mochte, auf jedem anderen Gebiete ähnlich gearbeitet hat, dafs aber auf allen auch heute noch ähnliche Lücken klaffen, die sich aber von Jahr zu Jahr leichter füllen lassen, weil die Popularität der Anstalt stets wächst. Möge auch des Verfassers Nachfolger erkennen, dafs dies der Weg ist, sie ferner zu mehren; mögen die Herren, welche ihn zu wählen berufen sind, auch des Volkes Wünsche erkennen, sodafs ein Mann berufen wird, welcher mit dem gesamten Volke Berührung sucht und aus dem Boden des Volkes stets neue Kräfte schöpft, der nicht die Stelle erstrebt, um eine Sinekure zu erhalten, die ja Mancher wol reichlich verdient haben mag, sondern Jener, der die Gelegenheit zur Arbeit sucht und der selbst vor persönlichen Opfern nicht zurückschrickt, welche heute noch die Anstalt von ihrem Direktor fordern mufs.

Nürnberg, 1890/92. A. v. Essenwein.

Aus den Ehehaltebüchern des Paulus Behaim.

Paulus Behaim I. (1519—1568), Mitglied des Nürnberger Rats und Vorstand der Kriegsstube[1]), war ein sehr gewissenhafter und pünktlicher Herr, der jeden Kreuzer, den er ausgab, nach Titeln ausgeschieden, in Bücher eintrug, die mit dem Archive der freiherrlich von Behaimschen Familie in das germanische Museum gekommen und von J. Kamann in den Mitteilungen des Vereins für

1) Über ihn vgl. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg III, 73 ff. VI, 61.

Geschichte der Stadt Nürnberg[1]) veröffentlicht worden sind. Sie bilden eine reiche Quelle für die Kulturgeschichte, geben einen interessanten Einblick in das Hauswesen und die Bedürfnisse einer Nürnberger Patrizierfamilie jener Zeit, und sind namentlich auch für die Geschichte der Preise nicht ohne Bedeutung.

Am Schlusse seiner Veröffentlichungen gibt Kamann auch recht beachtenswerte Auszüge aus den beiden Ehehaltenbüchern Paulus Behaims, die von 1552 bis 1572 reichen, also nach seinem Tode und zwar von seiner Witwe Magdalena, einer gebornen Römer, in kräftigen, energischen Zügen fortgeführt sind. Niederschreibungen über die Dienstboten jener Zeit sind so selten, dafs wir uns veranlafst sehen, die gegebenen Auszüge zu ergänzen. Wir bemerken dazu, dafs bei Behaim eine Köchin 6 fl. jährlichen Lohn, die Untermagd einen solchen von 4 fl., die Kindsmagd aber 7 fl. und jede noch einen Leihkauf erhielt und nur in Ausnahmsfällen eine geringe Mehrung oder Minderung dieser Beträge stattfand. Es macht einen guten Eindruck, dafs der Dienstbote, dem die Kinder anvertraut waren, den höchsten Lohn bekam. Über das Nürnberger Dienstbotenwesen hat Kamann[2]) Näheres mitgeteilt, auf welches wir hiemit verweisen. Es sei nur bemerkt, dafs der Dienstbotenwechsel zu Nürnberg an Maria Lichtmefs, Walburgi, Lorenzi und Allerheiligen stattfand, die Dienstboten immer auf eine bestimmte Zeit, meist ein Jahr, gedingt, dieser Termin aber nur selten eingehalten wurde und ein aufserordentlich starker Wechsel stattfand. War das Jahr herum, so war der Dienst, sofern nicht wiederum gedingt wurde, eben auch abgelaufen. Die Mitteilungen Kamanns und unsere nachstehenden geben zu erkennen, dafs die Klagen über die Dienstboten durchaus nichts Neues sind; schade ist es nur, dafs nicht auch die Aussetzungen der Dienstboten über die Herrschaft uns überkommen sind — erst hiedurch würden wir ein richtiges Bild erhalten.

Wir entnehmen den beiden Handschriften noch Folgendes:

Die Köchin Susanna war von Lichtmefs bis Walburgi, 1556, also nur ein Vierteljahr im Dienst. Man liefs sie fahren, »umb (weil) das sy so gar faul und langksam gewest«.

Die Köchin Kuenlein N. stund von Laurenzi 1556 bis 20. Febr. 1557 im Dienst: »ist von mir komen, umb sy mir im Haus lang kranck wart, auch sonst nichts an ir war.«

Die Untermaid Berblein diente von Allerheiligen 1557 bis 1559: »hat ir mein weib urlaub geben, umb sy selbst urlaub oft begert, do mans aber gepeten hett zu pleiben, so wers pliben.«

Gredla N., Köchin, diente von Allerheiligen 1558 bis 25. Januar 1561: »hat ein landsknecht am dinst Hans Wagner von Vorcheim genomen, so ein vischer gewest ist.«

Die Untermaid Gredla »hat nit mer pleiben wollen«; sie diente von Walburgi 1560 bis Febr. 1562.

Die Köchin Clara »ist gar faul, frech und entwicht (unnütz) gewest«; sie war vom 15. Sept. 1560 bis 10. Febr. 1561 im Dienst gestanden.

Die Untermaid Endlein, die Lichtmefs 1562 in den Dienst getreten, wurde zu Lorenzi bereits wieder geurlaubt, »umb wegen, daß sy so kindisch unachtsam gewest ist, und ir nichts zu vertrauen grosser ungeschicklickeit halben.«

1) VII, 39 ff. 2) a. a. O. S. 161 ff.

Die Köchin Els trat Lichtmefs 1562 in den Dienst: »und nach dem ir mutter zu Bamberg gestorben ist, hat sy vil ursachen furgewendt nit zu pleiben, also hat sy mein weib adj 20. marcio 1563 faren lassen.«

Die Untermaid Juliana trat Lorenzi 1562 ihren Dienst an und ist am 29. Juli 1563 »geurlaubt worden, daß sy sich mit der kindsmaid nit hat konnen betragen.»

Die Kindsmaid Eva trat Allerheiligen 1562 in den Dienst, »hat mein weib itzt liechtmes 1563 wider geurlaupt, umb sy so gar pös und heftig ward.«

Die Kindsmaid Madalena Rinckauerin wurde zu Laurenzi 1563 gedingt. Sie blieb bis Laurenzi 1565, »ist geurlaupt worden, von wegen, daß sy unter mein kindern allein einem kind, dem Fridrich, ist obgelegen, und ir die andern zu vil sind gewest der zu warten.«

Die Köchin Ketterle von Bamberg diente von Laurenzi 1563 bis eben dahin 1565. »Ist also geurlaubt worden, umb sy als bös gegen andern maiden gewest und sonst nichts kenth hat.«

Die Untermaid Werble, ebenfalls eine Bambergerin, trat ihren Dienst zu Laurenzi 1563 an, dem sie bis Laurenzi 1564 vorstand. »Ist geurlaupt worden von wegen, daß sy sich mit der kochin nit hat konnen vertragen.«

Die Untermaid Berblein ist von Allerheiligen 1564 bis 14. August 1565 in Dienst gestanden: »ist geurlaupt worden, umb sy gar faul und nit arbeitsam gewest.«

Die Kindsmaid Margrett diente von Laurenzi 1565 bis Lichtmefs 1566: »hat sy mein weib faren lassen, umb sy ein gar grober püffel gewest ist.«

Die Untermaid Gerlein, die 1565 zu Laurenzi in den Dienst getreten, wurde am 24. Sept. desselben Jahrs wieder beurlaubt: »umb daß sy der Els meiner kochin 2 halshemet gestolen hat.«

Ihre Nachfolgerin Werblein ward vom 24. Septbr. 1565 bis Walburgi 1566 im Dienste Behaims: »ist sy geurlaupt worden, umb sy gar geschwetzig als ein Schwebin und fürwitz gewest.«

Die Kindsmaid Agnes war gar nur ein Vierteljahr, von Lichtmefs bis Walburgi 1566, im Dienst: »Adi primo May 1566 hat solche kindsmaid ein zimermansgesellen genomen.«

Die Köchin Els diente von Lichtmefs 1566 bis ebendahin 1567: »ist geurlaubt worden, umb sy zu einer kochin nichts kenth hat.«

Die Kindsmaid Margrett trat zu Walburgi 1566 in den Dienst und fieng den 4. Februar 1567 zu kochen an. »Adj 25 Juni 1567 hat sy mein weib geurlaubt, umb hurerey willen mit dem knecht Jobst, und daß sy auch nit treu gewest.«

Nun kommt als ein weifser Rabe die Untermaid Endlein, die vom 1. Mai 1567 gedient hatte: »hatt sich wol gehalten, die stiegen gern gefegt, hat nit lenger pleiben wollen.«

Khüen, die Untermaid, diente vom 1. Mai bis 13. August 1567: »hat ir mein weib urlaub geben, umb sy so gar faul, grob und ungeschickt gewest ist.«

Madlin Rinckäuerin, die Kindsmaid, war vom 25. Juni 1567 bis 5. Februar 1568 im Dienst: »ist auf die letzt gar einfeltig und kindisch gewest.«

Nürnberg. Hans Bösch.

Vemegerichtsurkunden aus Tirol.

Das im Besitze des germanischen Nationalmuseums befindliche gräflich Wolkensteinische Archiv birgt einen reichen Schatz von Urkunden, die uns über Verhältnisse und Schicksale Oswalds von Wolkenstein, des letzten Minnesängers, Auskunft erteilen. In seinem trefflichen Aufsatze »Der Wolkenstein-Hauensteinische Erbschaftsstreit und dessen Austragung unter Oswald von Wolkenstein« (Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, 3. Folge, Heft 26, 1882, S. 99 ff.) hat uns der um die Aufhellung der vielfach verschlungenen Lebenspfade Oswalds verdiente tirolische Forscher Anton Noggler, zum Teil gestützt auf die Urkunden des germanischen Museums, wertvolle Aufschlüsse über eine der wichtigsten Perioden im Leben des Dichters gegeben. Nachfolgende Urkunden, deren genauer Abdruck uns nicht nur im Interesse der Litteraturgeschichte zu liegen, sondern auch nutzbringend für Kultur- und Rechtsgeschichte schien, beziehen sich auf eine Episode des Wolkenstein- und Hauensteinischen Handels, die wir hier kurz nach Nogglers Ausführungen wiederholen.

Im Spätherbst 1421 war Oswald von Wolkenstein durch seine Gegner, die er, wie seine Vorfahren, an Gut und Habe empfindlich geschädigt hatte, mit Hülfe seiner früheren Geliebten, Sabine Jäger, in eine Falle gelockt und gefangen genommen worden. Der Führer der Gegenpartei, Martin Jäger, lieferte ihn, da er einsah, dafs er allein nicht imstande sei, sich gegen den übermächtigen Wolkensteinischen Anhang zu halten, dem alten Gegner der Wolkensteiner und insbesondere des Dichters, Herzog Friedrich von Oesterreich, aus. Dieser benutzte die Gelegenheit, den übermütigen Tiroler Adel, der sich zum Teil in offenem Aufstande befand, zu schädigen. Erst am 18. März 1422 entliefs er Oswald gegen die Bürgschaft Michaels von Wolkenstein und der Herren von Freundsberg, Vilanders und Velsegg seiner Haft. Die Bürgen mufsten sich bei einer Strafe von 6000 Dukaten verpflichten, den Dichter, falls es nicht gelungen sei, ihn bis zum kommenden Bartholomäustag mit der Gegenpartei auszusöhnen und zu vergleichen, »zur Rechtsleistung wieder als Gefangenen dem Burggrafen auf Tirol zu stellen.« Oswald von Wolkenstein verschrieb dagegen den Bürgen »alle seine Habe, . . damit sie sich an derselben für jeden Schaden, den sie vielleicht ihrer Handlung wegen nehmen sollten, entschädigen könnten[1])«.

Der eine der Bürgen, ein entfernter Vetter Oswalds, Hans von Vilanders, nahm die Bürgschaft zum Vorwande, sich von dem bedrängten Dichter weitere Vorteile zu sichern. Nicht nur, dafs er zu seiner Sicherstellung weitere Verpfändungen von Geld und Gütern zu erlangen wufste, er scheute sich sogar nicht, die Notlage des Verwandten auszunützen, um Darlehen von ihm zu erpressen. Über die Rückgabe der pfandweise überlassenen Summen, wol auch des Darlehens, die der Schuldner auch nach Erledigung der Bürgschaftssache in unredlicher Weise verzögerte, entstand bittere Feindschaft zwischen Hans von Vilanders und denen von Wolkenstein. Eine Reihe von darauf bezüglichen Mahn- und Gerichts-, Vergleichs- und Fehdebriefen, die bis ins Jahr 1465 reichen, befindet sich im Wolkensteinischen Archive des germanischen Museums.

1) Noggler a. a. O. S. 130.

Die interessantesten, auch schon von Lindner in seinem Aufsatz »Die Fragen des Königs Ruprecht über die Vemegerichte« (Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum I, S. 200) erwähnten Schriftstücke dieses Urkundenbündels beziehen sich auf den Versuch Oswalds von Wolkenstein, sein Recht mit Hilfe der heiligen Veme zu erlangen. Oswald hat wol auf einer seiner Reisen »die Freigerichte kennen gelernt und selbst die Wissenschaft erworben.« Herbst 1429 wendete er sich mit seiner Klage gegen den betrügerischen und verläumderischen Verwandten an dieselben. In der ältesten Urkunde bevollmächtigt er seinen »Diener« (adeligen Knecht) Eitel Volmar, in seinem Namen bei irgend einem Freigrafen gegen Hans von Vilanders Recht zu suchen. Es folgen die Vorladungen des Beklagten vor die Freigerichte von Volmarstein und Arnsberg. Letztere wurde erlassen, nachdem Hans von Vilanders auf die erste nicht geantwortet hatte. Wir fügen einen Brief Tirolischer Adeliger, der sich auf dieselbe Sache beziehen dürfte, und die Vorladung Eitel Volmars vor den Freistuhl von Villigst hinzu, der wegen der Ermordung des bischöflich Brixener Rates Johann von Annenberg belangt und späterhin auch wegen dieser That vervemt wurde[2]).

I.

Vollmacht Oswalds von Wolkenstein für Eitel Volmar, in seinem Namen den Hans von Vilanders vor einem Freistuhl zu verklagen.

1429. Sept. 5.

or. chartac. lit. c. sig. impr. def.

Ich Oswalt von Wolckenstain, ain freyer schepf, dez allerdurchluchtigisten Remschen küngs versprochener dener, enbütt allen freygrefen der freyen stüel dez haimlichen gerichts, die got und dem hailigen rich gesworen haben, den diser brief gezaigt wirt, meinen freuntlichen willigen deinst. ich hab Ytal Volmaler, meinen gegenwirtigen dener, etwas bepholhen von meinen wegen an den fryen stûl ze bringen, und besünderlich von graf Hanns Mainharts von Görcz, dez bischoft von Brichsen, Hannfs von Vilanders wegen. und welchen freygrefen der obgenannt mein dener gelangt, der mag im darumb aller sach und furbringes geloben, im mas als ob ich selber gegenwirtig wer und beger darumb gerichts und fürwendens, alz sich daz gebürt. och süllent ir wissen, daz mir der obgenannt von Görcz sein brief, eir und sigel nicht gehalten hat, der abgeschrift, die ir wol horen werdent, und Hanns von Vilanders von mir geret hat, ich hab mein treü und eir nicht gehalten, darumb in bayden von dem freygrefen to Arnsporg vormals geschreben ist oder sy süllent sich umb sölich obgenant zuspruch iner drein vierzenechten mit mir ainen. dez aber nicht beschehen ist nach beser beschadung und under wissens meins gegenwirtigen deiners aller obgeschribner sach, alz ir daz wol vernemen wert, für

2) Beim Abdrucke der Urkunden wie in den Auszügen aus den Ehehaltenbüchern des Paulus Behaim S. 86 dieser Mitteilungen wurde zum ersten male von der seither in unseren Publikationen üblichen diplomatisch treuen Wiedergabe der Orthographie und Interpungierung des Originals zu Gunsten einer vereinfachten Schreibweise abgewichen, der mit geringen Ausnahmen die von Weizsäcker im 1. Bande der Deutschen Reichstagsakten aufgestellten Regeln zu Grunde liegen. Wir werden auch bei künftigen Veröffentlichungen an dieser vereinfachten Schreibweise festhalten. D. R.

welchen freygrefe die klag gelangt und geer darumb gerichts, as vär. versigelt mit meinem aygen aufgedruchten insigel. geben ze Brichsen des mentags vor unser lieben frouentag nativitatis anno vicesimo nono.

II.

Vorladung des Hans von Vilanders vor das Freigericht zu Volmarstein. 1429. Okt. 3.

cop. chartac. coaev. Korrekturen mit anderer Tinte.

Sunderlix gute frunt. bey myr ist gewesen an dem freyenstule vur der burch zu Volmestein fur deim offenbar freye gerichte eyn vulmechtig cleger met namen Eytel Volmer und was dar clagende von wegen des wolgeboren heren Öswalcz von Wolkenstain. welke clage endgande ist an eür gelymp und ere, darum[3]) daz ir deim egenanten heren Öswalt obergesait sullen haben dey im dreffen an seyn lyp und an seyn ere, als ume syner breyve willen und gelcz, daz er euch in geloben zu guter hant hatte gedan zu halden und ir im daz furenchaldent weter got, ere und weter recht, dar eüch auch vor zuden warnunges breyf aufgescriben und gesant syt dar ir keyn antw(u)rt weder aufgescriben noch geben hant, daz sich nyt enpurde. hirum so wellen dem egenanten heren Öswalt tun bynnen veyrzintagen, so ir im darum von eren und von rechtes wegen pflichtig sint zu tün. es seche das ir des nyt tün enwellent und im des ausgan welt, komet dan der egenante her Öswalt von Wolkenstein ofte der egenante cleger Eytel Volmer und eyschet myr gerychte ober euch zu tun, so mos ich im nach der clage rychten alz recht ist und alz sich dan gepurt und enmach des bey mynen eyden nyt laczen. hir welt euch nach wißen zu richten myt deim besten und warnen euch mit düssen breyffe, daz ir des nycht darzu laczen komen ofte daz wolde men myt swarer gerichte an euch forderen und wes ir hirzu tün welt, des beger eich eür bescriben antworde weder by düssen boten brenger dus breyfs dar weis ich my nach zu rechte. got sey myt euch. gegeben vur der burch zu Volmestein an dem freynstül des monendages nest Michahelis under meyn segel anno xxix.

[*in verso*] copia Hannssen von Vilanders.

III.

Vorladung des Hans von Vilanders vor das Freigericht im Baumgarden zu Arnsberg. 1429. Noy. 27.

or. chartac. lit c. sig. impr. def.

Wettet Hans van Vlanders, dat eyn kleger vur my ghekomen ys to deme anderen male, also late ych yu weten myt veyr vrygen scheppen, dat ghy syn to Arnsberg in deme bumgarden des nesten mandags na sente agneten daghe vur deme vrygen stolle in der homeliken achte to daghetyt ind antwerden dar deme vurgenant kleger to yuwer hogesten achte onder konigsbanne. wyllych kleger genant ys Oswalt van Wolkensteyn. ind enwyllen des dags nycht vursumen, wante uch dey klaghe an yu lyff ind ere drepende ys. wer zake dat ghy des nycht endeden ind vursumeden den dach, worde my dan vorder gheclaget, so

3) Mit anderer Tinte am Rande.

moste ych vart rychten as recht wer ind enmochte des nycht laten. onder myn inghesigel. datum anno domini m°cccxxix des anderen donestags na sente Martine.

[*in verso*] Dem edelen ind vesten Hannes van Vilanders. Ind dussen bryf soll nemant lesen, hey ensy en recht vryschepye.

Gert dey Seyner vrygreve to Arnsberg, myns genedigen heren van Colne.

IV.

Brief des Jakob von Trautsun u. a. an Oswald von Wolkenstein.

1430. Jan. 22.

or. chartac. lit. c. sig. impr. Wappen mit 3 Schrägbalken (der Gneusse?).

Unser willige dinst zuvor. Jacob Trautsun, Steffan Gneusse, Jorig Schenkch, Fily von Tum, Chunrat Vol, Hanns Swartz, Eitl Volmar, die haben den andern schepfen, die hinab an den stul reiten werden, auf unsers genedigen herrn von Osterreich gescheftbrief kuntschaft geben, die ir mitsambt Jacoben Trautsun und Steffann Gneussen besigeln werdet. also bitten wir eu all als wir dann vorbenent sind, daz ir euer insigel durch unser aller fleizziger gepet willen auf dieselben kuntschaft drukchet von euer und unser aller notdurft wegen. Geben zu Stertzing an suntag vor conversionis Pauli anno xxx°.

[*in verso*]: Dem edlen vesten Oswalden von Wolkenstein.

Jacob Trautsun. Steffan Gneusse. Jorig Schenkch. Fily von Tunn. Chunrat Vol. Hanns Swartz.

Auf einem angeklebten Streifen: Schreibet Jacoben Trautsun und dem Gneufsen, daz sy von euer gepet wegen auch besigeln, damit uns kain irrung auch darinn valle.

V.

Vorladung des Eitel Volmar vor das Freigericht zu Villigst.

1430. Mai 3.

or. chartac. lit. c. sig. impr. def.

Wetet Volmar, so als ich Johann van Essen, vrygreve des hoghebornen junckern Gerardes van Cleve, greve tor Marke, ind vrygreve des vryen stols to Velgiste, gelegen vor Swerte, van wegen des vromen hern Diderichs van der Reke, ritters, erfhere desselven egenanten vryen stoils iu by twen echten vryen schepen under konynx banne geschriben ind enboden hadde von claghe weghen Partzevole van Annenbergh, dey hey vor my in der hemliken achte over iu clagede, dey iu gait an iu lyf ind an iu ere, ind dey in der hemeliken achte vemmeplichtich gewyst synt. ind hadde iu darop overnuts mynen brieve ind by twen echten vryen schepen eynen rechten dynkliken plichtdach gelacht ind betekent to rechte dagetyt vor den vryen stoll to Velgiste, gelegen vor Swerte, dat y dar quemen op den dynxstach na dem sundage misericordia domini to rechter tagetyt ind vorantworn dar iu lyf ind iu ere tegen den egenanten kleger. also synt vor my gekomen twe echte vrye schepen dar ich den egenanten vryen stol beseten hadde in des hilgen rykes hemeliken achte ind bekanten dar vor my in der hemeliken achte op er ede, dey sey dem hilgen ryke gedan hebn, dat sey dey eirsten bodinge an iu gedan hedden, als des hilgen rykes hemeliker achte recht is. so ensyn y of neymant an uwer wegen op dey vorschriben tyt dar nicht gekomen ind hebn uwe lyf ind ere dar vorantwort, so late ich iu weten to dem andern male mit veir echten vryen schepen

ind gebeide iu under konynx banne, dat y syn des donrestags nest na unser lieven vrouwen dage visitationis nest tokomende op der rechter dinkliker stede to rechter dagetyt vor dem vryen stole to Velgiste, gelegen vor Swerte, ind geven dar dem egenanten Partzevole of eyme syner gewissen procuratore antworde dar in des hilgen ryken hemeliken achte ind vorantworn dar iue lyf ind uwe ere. ind dis entwilt nicht vorsûmen. ind wert dat y dar nicht enequemen ind dan dey egenante klegere mit ordele voirder gerichts an my gesunne, so meste ich na sate ind rechte des rykes hemeliken achte ind van myner ede weghen vorder gerichte over iu don, als sich dat geborde. dar wetet iu na to richten. gegeven under myme segele in dem jare onses hern dusent veirhondert ind dertich jar op des hilgen cruces dach, als dat gevunden wart.

[*in verso*] An Volmar des Wolkensteners knecht komme disse brief ind disen brief ensal neymant opbreken noch lesen, hey ensy dan eyn vry echte schepen.

Johann van Essen vrygreve des stoils to Velgiste.

Nürnberg. J. R. Dieterich.

Gevatterbriefe an die Reichsstadt Windsheim.

Der Hang zu übertriebenem Luxus, der sich namentlich im Mittelalter geltend machte und zahlreiche Gesetze gegen die Ausschreitungen desselben veranlafste, erstreckte sich auch auf die Taufen, bei welchen nach den verschiedensten Richtungen Übertreibungen, besonders auch hinsichtlich der Zahl der Gevatter, vorkamen. Schon Berthold von Regensburg eiferte gegen die Unsitte, eine recht grofse Anzahl von Taufzeugen — bis zu zwölf — sich zu erbitten und hält deren drei für mehr als genügend [1]). In Nürnberg ward bereits im 14. Jahrhunderte durch Gesetz bestimmt »daz nieman er sei burger oder burgerin keinen gevattern zw sinem kinde mer gewinnen soll, dann einen gevattern. Vnd wer daz vberfûre ez sei frauwe oder man der muz geben von ie der persone funfe pfunt haller« [2]). Solcher Gesetze ungeachtet nahm der Luxus bei den Taufen immer mehr überhand und Hans von Schweinichen berichtet, dafs er zu den Taufen seiner Kinder immer gleich einige Dutzend Gevattern gebeten. Wol im 16. Jahrhunderte erst kam die Sitte auf, nicht nur Personen, sondern auch Städte und Stände um die Übernahme des Ehrenamtes eines Taufzeugen zu bitten. Ging dieses Ersuchen von dem eigenen oder einem benachbarten Landesherren aus, so darf darin wol ein Zeichen besonders gnädiger oder freundnachbarlicher Gesinnung gesehen werden; andernfalls war es hauptsächlich auf das Pathengeschenk abgesehen, mit dessen Hilfe man vielleicht einen Teil der Kosten der Taufe decken wollte, wenigstens hat Hans von Schweinichen der Gesamtsumme der Geschenke immer die Kosten der Taufe gegenübergestellt.

Auch in dem Teile des Archives der Reichsstadt Windsheim in Franken, den das germanische Museum besitzt, finden sich Gesuche an die Stadt mit der

1) Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten . . . von Franz Pfeiffer. (Wien, 1862.) I, S. 32.

2) Siebenkees, Materialien zur Nürnbergischen Geschichte. (Nürnberg, 1792.) I, S. 48.

Bitte, um Übernahme der Gevatterschaft. Sie gehen von Nachbaren und Personen in Amt und Würden, die zu der Stadt irgendwelche Beziehungen hatten, aus.

Der älteste dieser Gevatterbriefe ist leider nicht datiert; nach der Handschrift dürfte er in den Schlufs des 16. Jahrhunderts fallen. Er ist von Hieronymus Lucius, »derozeit armer unwürdiger Seckhendörffischer pfarrer zu Etzelheim« an den Bürgermeister und Rat zu Windsheim gerichtet und hat folgenden charakteristischen Wortlaut:

»Ehrnveste, fürsichtige, erbare, wolweyse herrn burgermeistere und rhat, insonders grosgünstige vilgeliebte herrn mecaenates und patres patriae sampt und sonders. euer e. f. e. w. kan ich endsernander armer kirchendiener hierneben meinem freundlichen grus und jederzeit bereitwillig gevlissenen diensten, sampt wüntschung eines glückseligen freudenreichen neuen jars in unterthenigkeit und demut nicht bergen, daß der getreue barmherzige gütige gott nach seiner grosen unaussprechlichen gnad und barmherzigkeit mein liebes ehweib dermaleinst ihrer schweren leibsbürden entbunden und uns beede arme eheleutlein in unserm wehrendem ehstande herwiderumben mit einem jungen sohn (darfür ihme lob, preiß und dank gesagt) erfreuet. Wann dann nach frölichem anblick bescherter junger leibsfrucht diß fürnemlichen amptshalber frommen gottesförchtigen eltern eignen und gebüren wil, daß sie mit derselben zum fördersten und fürderlichsten der christlichen kirchen zueilen und durch das sacrament der h: tauf Christo, seiner kirchen und reich incorporiren lassen: solchs christliche hohe werk aber ohne gevattern, zeugen und andere darzu gehörige mittelpersonen keineswegs kan verrichtet werden: als haben wir beede eltern, wie gebreuchlich, billich auch noch ehester zeit uns umb dieselbige bekümmern und umbthun sollen. dieweil aber anjetzo geschwinde theure zeit und leuften, also daß fast ein jedweder ehrlicher mann, bevorab uf dem land und in den gringen dörfern mit der lieben narung und haushaltung zu schicken und zu schaffen, auch ein mancher (der es doch sonsten ganz willig und gern thet) zu solcher zeit wol von herzen erschrickt, da man ihn zu einem christlichen werk oder ehrendienst bittlich erfordern thut, also sind wir beede eltern dißhalb nicht in geringen gedanken gestanden, wohin wir uns doch etwan fürden solten, damit wir nur ehrliche, fromme, gottsförchtige und willfehrige personen antreffen, und ja niemand irgend solcher unser gevatterschaft halber sonder beschwehrliche unkosten ufladen möchten. endlichen sind wir dann, uf vorgangene unsere einfeltige deliberation, gleiches sinnes worden, euer e. f. e. w., als unsere grosgünstige hochgeachte vilgeliebte herrn in gesambtem ganzem erbarn rhat diser keyserlichen freyen reichsstatt, meines lieben vaterlands, alhier mit vertretung solchs christlichen dapfern werks und gevatterschaft halber unterthenig zu begrüssen und bittlich anzusprechen, dero getrosten hoffnung und zuversicht, wie euer e. f. e. w. sonsten gottes wort lieb haben, auch allen treuen kirchendienern mit allem günstigem geneigtem willen von herzen gewogen und zugethan: also würden dieselbe, in beförderung dises hohen und gott wolgefelligen werks gewislichen sich auch gegen uns arme eltern wegen unsers unmündigen kleinen kindleins (als welchem auch all sein heil und seligkeit daran gelegen) nicht ungünstig, sondern sehr geneigt und bereitwillig erfinden lassen.

Und zwar zu solcher zeit bei euer e. f. e. w. solchs christliche werk zu suchen und zu werben, hat mir, als dem kindsvatern, sonderlich gebüren und

zustehen wollen, aus der ursach, auf das nemlichen gegen euer e. f. e. w., als meinen allerseits hochgeachten grosgünstigen und vilgeliebten herrn benefactoribus, für deren vilfaltige hohe grose mir erzeigte wolthaten ich mich hierdurch nicht allein etlicher massen dankbar erzeigen, sondern auch gegen dieselbe mich jetziger Zeit armen unwürdigen kirchendiener sampt all den meinigen gleich von neuem ferners zu allem günstigem geneigtem gutem willen und getreuer beförderung anbefehlen und verbinden möge: sintemal in was grose abgunst und unwillen bei euer e. f. e. w. wir beede arme eheleutlein (leider) in neuligkeit, allein durch andrer leute abgunste gerhaten und kommen, das haben wir schon zur gnüg vermerkt. Derentwegen damit dieselbe in der zeit noch wider gestillt und abgetragen, uns auch hinfüro desto eher zu unserm rechtmessigen billichen begern verholfen werden möchte: als ist und gelangt an euer e. f. e. w. und gesamptem ganzen rhat alhier mein und meiner lieben hausfrauen untertheniges hochvleissiges flehen und bitten, euer e. f. e. w. wollen uns beeden armen eheleutlein fürs erste von herzen verzeihen und vergeben alles dasjenige, was unrechts und sträflichs gegen dieselbe wir etwan in worten oder werken sollen oder mögen begangen haben. dann und fürs andere wollen euer e. f. e. w. auch ganz unbeschwert aus christlicher lieb und mitleidentlichem herzen, ja umb gottes willen sich unsers armen unmündigen Kindleins erbarmen und annemen, und dasselbe (wofern bey euer e. f. e. w. unsere hohe bitte anderst mag statt finden) durch eine abgeordnete person aus dero erbarn wollöblichem ansehnlichem mittel oder burgerschaft zu der h: christlichen tauf befördern helfen, damit es auch ein christ und kind gottes werden möge. welchs hocherweisende gott wolgefellige christliche werk, dogegen euer e. f. e. w. in gesamptem ganzem rhat und gemeiner statt alhier wir beede arme eltern sampt unserm kind die zeit unsers leben entweder aus armut oder unverstand nimmermehr zu beschulden wüsten, so wirds doch der ewige allmechtige gott euren e. f. e. w. gewis in diser und jener welt unvergolten nicht lassen. inmassen wir dann unsers theils bey demselben auch ganz vleissig und embsig unterdessen für euer e. f. e. w. langwüriges leben, bestendige leibsgsundheit und glückliche regierung bitten und anhalten wollen, nicht zweiflend, gott werde in genaden unser armes demütiges gebet erhören, und euer e. f. e. w. sampt uns allen ein glückseligs freudenreiches neues jar bescheren. hierauffer empfelen euer e. f. e. w. sampt dero ganzen statt wir dem lieben gott zu ganz genediger getreuer erhaltung und bewarung, und versehen uns keiner abschlägigen anwort. sind wir so hoher vornemer gevatterschaft nicht wirdig, so sind wir derselben aber hochnohtdörftig.

E. e. f. e. w. untertheniger und willig gevlissener

Hieronymus Lucius,
derozeit armer unwürdiger Seckhendörffischer
pfarrer zu Etzelheim mp.«

Ob diese de- und wehmüthige Bittschrift einen Erfolg gehabt, ist nicht festzustellen; als ein Ausfluſs der Neigung zum Luxus ist sie sicher nicht zu betrachten.

Unterm 14. Oktober 1633 ersuchte Karl Martenson, »Obr. Leut.« auf dem Schlosse ob Würzburg, die Stadt Windsheim, sein am 10. desselben Monats gebornes Söhnlein am 21. Oktober aus der Taufe zu heben.

Etwas theurer als diese Gevatterschaften dürfte der Stadt Windsheim die bei der Tochter des Georg Friedrich Herrn zu Limpurg, des heiligen römischen Reichs Erbschenk und Semperfrei, gekommen sein. Am 9. September 1639 theilte dieser dem Bürgermeister und Rat mit, dass seine Gemahlin einer jungen Tochter genesen. Unter Bezugnahme auf die freundnachbarlichen Beziehungen ersucht er Bürgermeister und Rat, »neben andern hierzu erpetenen sich mit der gevatterschaft ohnbeschwert zu beladen, gestalt dann hiermit an dieselben unser g. nachbarlich pitten, sie wollen angedeuten Tag (22. Oktober) abends zuvor jemanden aus ihrem mittel, dero belieben nach hiehero abordnen und bei diesem christlichen actu ihre stell vertreten lassen.«

Über die Kosten, welche durch diese Gevatterschaft der Stadt erwachsen, gibt ein dem Schreiben beiliegendes Verzeichniss Auskunft. Dasselbe enthält folgende Posten: »Item 2 fl. 6 b. dem freyherrlichen abgeordneten verehrt 22. septembris. item 40 fl. 48 kr. Johann Conrad Lawrens (?) wittiben zu Nürnberg für ein pocal von 2 Marc u. 15 loth verguldt. 1 fl. 3 b. für almosen . . . . 2 fl. 6 b. einer J. v. Rotenhan, so das kind getragen. 1 fl. 3 b. der hebammen. 1 fl. 3 b. der säugammen. 2 fl. 6 b. dem pfarrer. 2 fl. 6 b. den spielleuten. 7 fl. 3 b. den koch, kellner, aufwartern und cammerdienern.« Der Stadt erwuchsen durch solche Gevatterschaften also ganz beträchliche Kosten.

Im Jahre 1648 am 10. Februar schrieb der Oberkommissarius Wolf Hafner zu Weissenburg a. S. und bat Bürgermeister und Rath, bei dem ihm am selben Tage geborenen Söhnlein »neben andern hierzu erbetenen vornehmen gevattersleuten« am 13. Februar Gevatter zu stehen. Am 16. bedankte sich Wolf Hafner für die vom Rate ausgedrückte Bereitwilligkeit, »da nur die gelegenheiten solches zugelassen hette.« Der Rat suchte sich also wol der Gevatterschaft unter irgend einem Vorwande zu entziehen.

Der Rath von Weissenburg erkundigte sich 1687 bei dem Windsheimer, ob er vielleicht auch vom Grafen Georg Eberhard Herrn zu Limpurg um die Gevatterschaft gebeten worden sei, worauf laut vorliegendem Konzepte der Windsheimer Rath unterm 31. Oktober erwiderte, dafs solches diesmal nicht geschehen sei, dafs er aber 1686 die ihm von Herrn Schenk Vollrath zu Speckfeld und im Jahre 1685 die ihm von Graf Georg Eberhard angetragenen Gevatterschaften angenommen habe. Dem Überbringer der Ersuchschreiben hatte der Windsheimer Rath zwei Thaler verehrt »und jedwedern frau gemahlin inner der 6 wochen «eine vergoldete Kanne zu je 30 Reichsthaler überschickt.

Den letzten der uns vorliegenden Gevatterbriefe an die Stadt Windsheim hatte in militärischer Kürze Wachtmeister Johannes Leyenberger in Wennersheimb unterm 27. August 1696 an dieselbe gerichtet.

Die hier mitgetheilten Gesuche sind sicher — wie schon das Konzept des Schreibens an die Stadt Weissenburg beweist — nicht die einzigen gewesen, welche der Stadt Windsheim zukamen. Es ist wol recht oft eine solche Bitte an den Bürgermeister und Rat herangetreten und die Ausgaben für Gevatterschaften mögen zu jener Zeit ein häufig wieder kommender Posten in den Rechnungen der Stadt Windsheim, wie anderer Städte, gewesen sein.

Nürnberg. Hans Bösch.

Zur Frage nach Hans Sachs' Quellen und Stoffen.

Die Erforschung der umfänglichen und auch erstaunlich vielseitigen dichterischen Thätigkeit von Hans Sachs hat in den letzten Jahren einen äufserst erfreulichen Aufschwung genommen. Drei Gelehrte besonders förderten neuerdings das genauere Verständnis: allen voran Edmund Goetze, der gründlichste Kenner der Daten sowie der handschriftlichen und gedruckten Texte, als Herausgeber, Bio- und Bibliograph, und in den letzten Jahren, von ihm unterstützt, Victor Michels und Karl Drescher. Michels' archivalische Forschungen in Nürnberg kamen besonders der theatergeschichtlichen Seite zu gute, Drescher berücksichtigte mehr die rein litterarhistorische. Aber das streng philologische Streben beider ging auf Ergründung von H. Sachs' Stellung in der Litteratur seiner Zeit und zu seinen Vorgängern verschiedenster Art[1]). Dreschers beide ergebnisreiche Bücher[2]) enthalten sogar im wesentlichen systematische Quellenuntersuchungen, wie auch der Verfasser im Vorworte zum zweiten bekannt gibt. Erst, wenn man für die überwiegende Mehrzahl aller gröfseren und charakteristischen Dichtungen die Vorlagen aufgedeckt haben wird, kann ein endgiltiges Urteil über H. Sachs' Gabe der Konzeption, der Fabelgestaltung, der künstlerischen Komposition und Technik abgegeben werden. Behufs Feststellung der gesamten einschlägigen Poesien des Dichters aus dem Umkreise eines bestimmten Stoff- oder Litteraturgebietes besitzen wir erstlich Emil Wellers noch immer unentbehrliches Büchlein »Der Volksdichter Hans Sachs und seine Dichtungen. Eine Bibliographie« (1868), dann das von Karl Goedeke, dem um die Sachs-Bibliographie hochverdienten Vorarbeiter aller jüngeren Forscher[3]), angelegte Verzeichnis im »Grundrifs z. G. d. dtsch. D.« 2. Aufl. II, S. 400—437[4]). Ein äufserst wertvolles Hilfsmittel hinterliefs ja der Meister selbst in dem interessanten Kataloge, den Goedeke nach dessen eigenhändiger Niederschrift[5]) als »Die Büchersammlung des Hans Sachs« abgedruckt hat[6]). Hier gewinnt man zwar manchen schätzbaren Anhalt, gerät aber doch des öfteren, falls man lediglich die dort

1) »Die umfassendste und gründlichste Behandlung« fand auch dieses Verhältnis in der einzigen bis jetzt vorhandenen Sachs-Biographie, die wir (wie die ersten Biographien Fischarts, Klopstocks, Herders, Jean Pauls, Chamissos) einem Franzosen verdanken: Charles Schweitzer, Un poète allemand au XVIe siècle. Etude sur la vie et les œuvres de Hans Sachs (Paris und Nancy 1887; ausgegeben 1889); die angeführte Kritik stammt von Karl Frommann (iun.) in seiner Neubearbeitung von Lützelbergers »Hans Sachs. Sein Leben und seine Dichtung« (1891), S. 39. Hierbei erlaube ich mir auf meine Rezension Schweitzers zu verweisen: Literaturblatt für germanische und romanische Philologie XI (1890), S. 254—57.

2) Studien zu Hans Sachs I. (Berlin 1890/91); Studien zu Hans Sachs. Neue Folge. (Marburg i. H. 1891.)

3) Wie deren Führer Goetze, auch hier wie beim »Grundrifs« gleichsam Goedekes Testamentsvollstrecker, freudig anerkennt (Hans Sachs. Bamberg 1891. S. 2 u. 65, Anm. 4.)

4) Dazu sind die von Goetze (nach Allg. Dtsch. Biogr. XXX, 127) gesammelten übrigen Erwähnungen im Register S. 597 hinzuzufügen.

5) In der »Summa aller meiner gedicht« (die zu den auf dem Zwickauer Ratsarchive befindlichen Handschriften gehört) Bl. 122 f., in fünf Spalten, nach Goetze (Hans Sachs S. 38) 1562 über 100 Nummern.

6) Archiv f. Litgesch. VII, 1—6. Zum folgenden vgl. Dreschers 1. These hinter der Dissertation (siehe unten Anm. 10).

verzeichneten Bücher ins Auge fafst, in die Irre. Ja, Hans Sachs, der bekanntlich insofern zu den gewissenhaftesten Litteraten aller Zeiten zählt, als er seinen nächsten Gewährsmann zumeist mit Namen anführt, beruft sich bisweilen auf Vorbilder, die jener »nach dem Abc« geordnete Katalog nicht »verzeichnet«, wo freilich auch »oft mer puecher dan ains zw samen eingepunden sent in ain puech«. Von derartigen dem klassischen Altertume angehörenden Unterlagen sei beispielsweise Lukians *Μένιππος* genannt, der in »Der Eygen nutz, das greulich Thier, mit sein Zwölff Eygenschafften«[7]) (1527) V. 23—25 wie folgt vorgestellt wird:

mein Nam heist Menipus
Der weyß Poet Lucianus
Von mir geschriben hat gar klug.

Diese Stelle ist für die Zitiermethode des H. Sachs bezeichnend, erweist aber — durch die beiden Namensformen — wol aufserdem ihrerseits, dafs er griechische Schriftsteller nur indirekt, durch Vermittlung lateinischer oder deutscher Übertragungen oder Nachbildungen, benutzte[8]). Dies ist überhaupt ein Punkt, der noch der völligen Aufklärung harrt. Inwieweit H. Sachs überhaupt direkte Einsichtnahme fremdsprachlicher Darstellungen zuzutrauen und ob eine solche in gröfserer Ausdehnung stattgefunden, ist im einzelnen bis jetzt noch ebensowenig ausgemacht wie bezüglich Shakespeares. Jedenfalls mufs man, wie bei letzterem aufser der Muttersprache nur das Französische und »ein wenig Latein«[9]), bei ihm blofs Lateinisch und eine oberflächliche Ahnung vom Italienischen voraussetzen. Nötig war ja damals bei dem mehr und mehr anschwellenden Reichtume der Verdeutschungen eine thatsächliche Herrschaft über fremde Idiome durchaus nicht, und die meisten zeitgenössischen Erzähler von Schwänken mögen ihr Muster jenseit der Alpen nur nach deutschen Umarbeitungen nachgeahmt haben, nicht wie H. Sachs direkt »Cento Nouella Johannis Bocacij«.

Von antiken Dichtern zog Ovid den Nürnberger Fabulisten am nachdrücklichsten an. Die Metamorphosen (»von verenderung der gestalt«) und die remedia amoris (»von der lieb arzney«) führt er selbst in seinem Bücherregister an. In Goetze's Auslassung Allg. Dtsch. Biogr. XXX, 121 bleibt undeutlich, ob seines Erachtens H. Sachs Ovid nie im Original benutzt habe. Man geht hier allerdings erst jetzt auf sicherem Boden, wo man Dreschers[10]) gediegene Abhandlung »Hans Sachs und Ovid bis zum Erscheinen der Metamorphosenbearbeitung Jörg Wickrams«[11]) (d. h. bis 1545) zur Hand hat; denn mit Recht eröffnet Drescher seine Darlegungen mit dem Satze: »Zu den noch völlig unerörterten Fragen der Hans Sachsforschung gehört das Verhältnis des Dichters zu Ovid«.

7) Mit diesem merkwürdigen Gedicht (Bibl d. germ. Mus. 17764) rechnet Hans Sachs in die Physiologus-Litteratur; Abdruck Keller-Goetzes Ausgabe III, 491.

8) Bei einer ganz anderen Gelegenheit diente mir (Germania XXXVI, 189) »der im 16. Jahrhundert wohlbekannte Lucian« (vgl. R. Förster im Archiv f. Litgesch. XIV, 337—363) als Beispiel.

9) Nach der bekannten Charakteristik in Ben Jonsons poetischem Nekrolog.

10) Der dies Problem schon in seiner vierten Promotionsthese aufgeworfen hatte (s. seine Dissertation »Hans Sachs und die Heldensage«, Berlin 1890, S. 41), wonach Sachs vor 1545 keine »direkte Übersetzung der Metamorphosen« benutzte.

11) Studien zu Hans Sachs. Neue Folge. S. 28—89.

Die im Verlaufe dieser Ausführungen enthüllten merkwürdigen Umstände, wie z. B. die Aufnahme von blofs handschriftlich verbreiteten Sachs'schen Ovid-Nachdichtungen in Wickrams Werk, legen die Frage nahe, wie sich die Sachlage mit dem Jahre 1545, wo Wickrams bequemeres Hilfsmittel auf den Plan tritt, ändert. Nun erhebt sich die Frage nach dem Entscheide des Dichters, ob er dem alten Urtexte treu bleibt, der ihn so verläfslich durch zahlreiche Verse geleitet[12]), oder sich zu der neugemodelten Übersetzung bekehrt. Da ich Drescher (S. 89) unbedingt beipflichte, dafs eine derartige Aufgabe zu lösen überhaupt nicht möglich ist, ohne die stetige Heranziehung des handschriftlich erhaltenen Materials, mir aber im germanischen Nationalmuseum für diese Studien blofs Folioausgaben und eine Reihe von Einzeldrucken zur Verfügung stehen, so will ich hier nur auf zwei vortrefflich verwertbare Belege für die bezügliche Betrachtung aufmerksam machen: »Das feindtselig Hauß des Neides, auß der beschreibung Ouidij« (1554[13]) und das zweite Stück in »Dreyerley klagred dreyer Weibsbild, Lucrecie, Thisbes, vnd Virginie.«

Ersteres Gedicht behandelt natürlich die berühmte, von dem phantasievollen Römer grausig ausgemalte Geschichte metamorph. II, 761 ff., die letztere das bekannte orientalische Volksmärchen von Pyramus und Thisbe. Der letztere Einzeldruck, von dem Weller a. a. O. S. 57 unter Nr. 102 drei Exemplare[14]) nennt, ward bisher noch nicht erneuert, obschon er es stofflich und litterarisch eher verdient hätte, als manche weit gehaltloseren. Die Geschichte von der Lucretia beruht ebenso wie die der Virginia auf »Thitus Liuius«, erstere daneben noch auf Valerius Maximus, die Thisbefabel auf Ovid, alles nach des Dichters genauer Angabe. Interesse gewinnt dieser, nur vier Blätter umfassende Einzeldruck (der auf dem Titel mit »Hans Sachs« bezeichnet und, obschon ohne Drucker- und Druckortangabe, den Typen zufolge zweifellos zu Nürnberg herauskam) zunächst durch die Thatsache, dafs H. Sachs die beiden livianischen Themata, nachdem er in richtiger Erkenntnis ihres stark dramatischen Zuges sie längst als Tragödien bearbeitet hatte, hier nochmals in engstem Rahmen als sogenannte apologi vorführt. Das Lucretiadrama (1527) von H. Sachs ist ebenso wie seine »Virginia«[15]) (1530) die älteste dramatische Umgestaltung des betreffenden Problems. Zwischen beide hat H. Sachs die mehr sagenhafte Figur der Thisbe gestellt, mag sein lediglich vom alphabetischen Standpunkte aus, mag auch sein um die beiden tragischen altrömischen Historien durch die mildere, im Stile der orientalischen Märchen gehaltene, babylonische von Pyramus' und Thisbes unglücklicher Liebe zu trennen. Doch erscheint es allerdings fraglich, ob man dem Dichter eine derartig verfeinerte künstlerische Überlegung zutrauen soll. Die äufsere Zusammenfassung der drei Stoffe ergab sich wol blofs aus dem Umstande, dafs in jedem eine liebenswürdige, sympathische, junge Frauensperson, in ihrem Liebesrechte gekränkt, durch freiwilligen Tod durch das Schwert dem bevorstehenden

---

12) Drescher teilt als Anhang zur »Neuen Folge« seiner Studien dreifsig bislang recht unbekannte Texte mit, von denen 6—29 auf Ovid fufsen.

13) Erscheinungsjahr des Einzeldrucks (vgl. Weller S. 74, Nr. 155; Bibl. d. germ. Mus. 17801); gedichtet wurde das Werkchen am 1. Jan. 1548, neugedruckt bei Keller-Goetze III, 339.

14) Germanisches Museum (17780), Stadtbibliothek Nürnberg, Königl. Bibliothek Berlin.

15) Abdruck bei Keller-Goetze II, 3.

Unglücke entgeht (um hier das Gemeinsame möglichst auf eine Linie zu bringen). Äufserst lehrreich möchte eine vergleichende Nebeneinanderstellung der anderen Bearbeitungen derselben Stoffe im 16. Jahrhunderte sich gestalten. Sie würde auch auf H. Sachs' Genialität in der inventio materiae, wie die Rhetorik sagt, auf seinen in der Stoffwahl bekundeten kühnen Wagemut manch neues Licht werfen. Ich habe seit mehreren Jahren behufs einer umfänglicheren Betrachtung die Materialien zu einer solchen Parallelisierung gesammelt und auch bereits für alle drei Fabeln gelegentlich einzelne Proben davon mitgeteilt: für Lucretia Ztschr. f. vergleichd. Litteraturgesch. u. Renaissancelit. N. F. IV, 77 Anm. 2 und Litteraturbl. f. germ. u. roman. Philol. XII, 298 f.; für Thisbe Englische Studien XV, 442—444, auch XVII 129; für Virginia Magaz. f. die Litteratur des In- und Auslandes 59, 264 f. und Engl. Stud. XVII, 122—124. Unsere Klagreden sind im Kreise der Litterarhistoriker fast völlig unbekannt, was freilich niemanden wunder zu nehmen braucht, wenn er hört, dafs selbst Spezialisten die einschlägigen Dramen nicht kennen. Der sehr gründliche und feinsinnige Kenner der Renaissance, Georg Voigt, geht in seinem Aufsatze über »Die Lucretia-Fabel und ihre litterarischen Verwandten«[16]) nicht auf Hans Sachs' Behandlung ein, wie auch Otto Rumbauer in seiner Breslauer Inaugural-Dissertation »Die Geschichte von Appius und Virginia in der englischen Litteratur« (1890) in der einleitenden Aufzählung der nichtenglischen Bearbeitungen den Nürnberger nicht nennt. Für die Thisbegeschichte ist jetzt eine allgemeine Sammlung der Belege von Georg Hart[17]) vorhanden; doch erwähnt er H. Sachs, seinen Landsmann, auf seinen 107 Seiten überhaupt nicht.

Übrigens hatte H. Sachs auch des unseligen Schicksals der Morgenländerin Thisbe schon früher in längerem, wenn auch nicht selbständigen Zusammenhange gedacht. Sein »Faßnacht-spiel mit 4 personen: Von der eygen schafft der lieb«[18]), am 8. Januar 1518 entstanden, enthält folgende Stelle[19]):

Wo aber rehte liebe leit,
Ob gleich ein klaffer etwas seit,
Dem glaubt sie nit, das es war sey,
Sie wont im stets in trewen bey
Und gieng bifs in den todt mit im,
Wie ich von Piramo vernim:
Da Thisswes (!)[20]) in erstochen sach,
Da kam sie trewer liebe nach
Und zog das schwerdt aus seinem leib,
Stach das durch sich, das trewe weib.

16) in: Berichte d. Königl. Sächs. Gesellsch. d. Wissenschaft. Philol.-histor. Klasse. 1883.

17) I. Teil u. d. T.: Ursprung und Verbreitung der Pyramus- und Thisbe-Sage. Teil einer Münchner Inaugural-Dissertation. Beilage zum Jahresbericht der k. Kreisrealschule in Passau pro 1889. Passau 1889. Verlag von Gust. Fock in Leipzig. II. Teil u. d. T.: Die Pyramus- und Thisbe-Sage in Holland, England, Italien und Spanien. Passau 1891.

18) Bei Keller-Goetze XIV, 12 ff.

19) Ebd. XVII, I, v. 14—23.

20) Auch in gleichzeitigen englischen Drucken gehen verschiedene Formen neben einander her; doch ist Thisswes, beziehentlich Thisbes (s. S. 101 unten), wol versehentlicher Genitiv.

H. Sachs hat hier den Thisbestoff schon zu einer Zeit bearbeitet, wo von einer anderen Gattung von Darstellungen desselben Motivs, die sonst mit ihm Berührungspunkte haben mag, noch nichts verlautet. Ein eigenartiger Holzschnitt, der die Schlufsszene der Thisbekatastrophe versinnlicht und entschieden der Cranachschen Schule zugehört, taucht 1526 im Titel von Sauromans »Ein kurtze Vermanung« u. s. w. in dem Verlage der bekannten Wittenberger Offizin von Georg Rhau (Rhaw) auf und ziert seitdem eine Reihe von Büchern, 1553 auch ein Londoner Druckwerk. Darauf hat K. Th. Gaedertz (der insbesondere seit Jahren für den Thisbestoff sammelt) eine umfangreiche und geschickt verteidigte Hypothese aufgebaut, die bekannte Pyramus- und Thisbe-Episode in Shakespeares »A midsummer night's dream« entstamme einem englischen Buche über die Thisbefabel, das vorn mit eben demselben Cranachschen Holzschnitte über den Tod Thisbes geschmückt gewesen sei, wie ein verlorenes deutsches gleichen Stoffes aus G. Rhaus Verlag. Man findet diese Kette von Schlüssen mit den zugehörigen Unterlagen in seinem Buche »Zur Kenntnis der altenglischen Bühne nebst andern Beiträgen zur Shakespeareliteratur« (Bremen 1888), Kapitel II, dem auch eine »Nachbildung von Lucas Cranachs Pyramus und Thisbe« vorgesetzt ist. In den »Engl. Stud.« XV, 442 habe ich diese Vermutungen zu prüfen versucht und u. a. den Mangel mancherlei erwünschten Materials bedauert. Nun bietet der Hans Sachs'sche Einzeldruck der »dreyerley klagred« auf dem Titel einen über ein Drittel der Seite einnehmenden Holzschnitt, der sichtlich Thisbe in dem Augenblicke darstellt, wie sie verzweifelt das Schwert des Geliebten sich in den Busen stöfst. Kostüm u. s. w. entsprechen ganz und gar dem Stile des Cranach zugewiesenen Schnitts; nur ist alles wesentlich vereinfacht, die Szenerie arg zusammengedrängt, alle irgend entbehrlichen Requisiten fortgelassen. Es sei hier schliefslich noch darauf hingewiesen, dafs Lucas Cranach d. Ä. den auf H. Sachs' Titelholzschnitt herausgegriffenen Höhepunkt in Pyramus' und Thisbes tragischem Schicksal dreimal behandelt hat, worüber man, aufser Gaedertz a. a. O., Joseph Heller, Lucas Cranach's Leben und Werke, 2. Aufl. (Nürnb. 1854), S. 66, 81 und 92 einsehe. Die Lucretia malte Cranach 1532, 1536, 1543, 1545 (zweimal), 1546, also ausnahmelos zwischen Sachs' Drama und Klagred über denselben Stoff; man vergleiche die Notizen bei Heller a. a. O. 35, 54, 61, 63, 67, 85, 88, 91, 94, 96, 101, 104, 108, ferner Schuchardt, Lucas Cranach d. Ä. Leben und Werke II (1851), S. 25, 37, 43, 61, 96, 107, 140, 161, 166, 181 und III (1870) 270.

Ein kunsthistorischer Fund könnte hier unter Umständen Sachs mit Cranach (den ja auch der Nürnberger Patrizier Antonius Tucher beschäftigte!) verknüpfen, ja, wer sich gern auf dem Felde der Wissenschaft in kühnen Träumen wiegt, erblickt vielleicht schon die oft gesuchte Brücke zwischen H. Sachs und dem grofsen stammverwandten Bühnendichter, der in H. Sachs' Todesjahr erst ein zwölfjähriger Knabe war, William Shakespeare. Nicht unwahrscheinlich kommt es mir jedoch vor, dafs der Altdorfer Universitätsprofessor Daniel Schwenter (1585—1636), dessen für uns verlorenes Stück mit der Pyramus-Thisbe-Historie als Mittelpunkt teilweise den Boden für Andreas Gryphius' treffliches Schimpfspiel »Peter Squenz« (zwischen 1647 und 1650) abgab, mit bei H. Sachs Anregungen empfangen hatte. Allerdings ist für 1604 eine »Historie vonn Thisbes[20]) vnndt pyramo« belegt, für die neben anderen am 29. Januar dieses Jahres eine wandernde

Schauspielertruppe beim Rate der freien Reichsstadt Nördlingen die Konzession nachsucht[21]). Aufserdem kann Schwenter sich auch den Stoff von einem fremdsprachlichen Muster geholt haben; denn, was für ein sprachkundiger Mann er war[22]), beweist ein in meinem Besitze befindliches Autograph mit hebräischen und persischen Zeilen.

Nürnberg. Dr. Ludwig Fränkel.

21) Aufgefunden von Karl Trautmann und von ihm mitgeteilt im »Archiv f. Litteraturgeschichte« XI, 626.

22) Dies tritt in seiner von Cantor verfafsten Biographie in der Allg. Dtsch. Biogr. (XXXIII, 413 f.) nicht zur Genüge hervor.

Der Nürnberger Rotschmied Jakob Weinmann.

Im »Kataloge der im germanischen Museum befindlichen Bronzeetaphien des 15.—18. Jahrhunderts« haben wir unter Nr. 102—108 sieben Epitaphien angeführt, die von einem Meister I W, dem ersten der Nürnberger Rotgiefser, der seine Initialen auf den Epitaphien anbrachte, herrühren. Wir bemerkten dazu, dafs es uns leider nicht möglich sei, anzugeben, wer sich hinter diesen Buchstaben birgt. Bei einem Besuche des hiesigen Johannesfriedhofes haben wir nun nicht weniger als einige Dutzend Epitaphien gefunden, die räumlich nahe beieinander liegen, und in welche ebenfalls die Initialen I W eingeschlagen sind. Sie fallen sämtlich in die gleiche Zeit, in der die unter Nr. 102—108 des genannten Kataloges angeführten gefertigt wurden. Mitten unter ihnen ist aber auch noch eine Tafel, die sich durch ihre Gröfse vor den anderen auszeichnet und den vollen Namen ihres Verfertigers »Jacob Weinman« eingeschlagen trägt. Sie ist dem Andenken des 1625 verstorbenen Georg Rem, »beider Rechten Doctor, seiner Vater-Stadt Augfpurg und der Republic Nürnberg Consulent« gewidmet[1]). Es ist wol nicht zu zweifeln, dafs dieser Jakob Weinmann auch der Verfertiger der lediglich mit I W bezeichneten Epitaphien ist, der aber nur bei der grofsen Tafel es für notwendig fand, seinen ganzen Namen anzubringen. Aus dem auf Seite 14 des genannten Kataloges angeführten Verzeichnisse von Nürnberger Rotschmieden des 16. Jahrhunderts, das sechs Meister dieses Namens aufführt, ist ersichtlich, dafs Weinmann einer alten Nürnberger Rotgiefserfamilie angehörte. Sein hübsches Epitaph ist bei Trechsel[2]) ausführlich beschrieben, sein Todesjahr aber nicht angegeben; er hatte eine Katharina Finsterin zur Ehewirtin.

Der Rotgiefser N W, der das Epitaph Nr. 128 des Kataloges fertigte und der zweite Rotschmied ist, der sich auf unseren Epitaphien nennt, ist vielleicht ein Namensvetter des I W, also ein N. Weinmann gewesen, den wir allerdings noch nicht nachweisen konnten.

Nürnberg. Hans Bösch.

1) Vgl. Joh. Martin Trechsels Verneuertes Gedächtnis des Nürnbergischen Johannis-Kirchhofs (Frankfurt u. Leipzig 1735) S. 137, Nr. 1428. 2) a. a. O. S. 126 f.

Kosten einer Reise von Nürnberg nach Venedig 1581.

In Band I dieser Mitteilungen haben wir auf S. 255 f. über einen Eilboten berichtet, der im Jahre 1494 innerhalb vier Tagen und einiger Stunden von Nürnberg nach Venedig gereist ist. Heute wollen wir wiederum die Aufzeichnungen über eine nicht ganz hundert Jahre später ausgeführte Reise zwischen diesen beiden Städten bekannt geben, die zwar nichts Besonderes an sich hat, aber ein Bild gibt, in welcher Weise sich solche Reisen gewöhnlich abgewickelt haben dürften. Bei dem regen Verkehre zwischen Nürnberg und Venedig haben wol sehr viele Bewohner der ersteren Stadt und Hunderte anderer Deutschen diesen Weg unter ganz ähnlichen Verhältnissen zurückgelegt.

Es war Friedrich Behaim (geb. 1563, † 1613), der sich 1581, also im Alter von 18 Jahren, von Nürnberg nach der Lagunenstadt begab. Seine Aufschreibungen über die Ausgaben, die ihm dabei erwachsen, sind mit dem freiherrlich von Behaimschen Archive in das germanische Museum gekommen. Wir geben sie als einen kleinen Beitrag zur Geschichte des Verkehrswesens nachstehend wieder.

»Rechnung uber die 20 fl., so ich auf der raiß von Nurnberg biß auf Venedig verzert hab.

Adi 31 August zu Nürnberg 3 patzen[1]) (4 meilen) zu Rhot 39 ₰., (2 meilen[2]) zu Bleinfelt zu nacht 9 p. 12 ₰., dem glaiter (Geleitsmann) auf den Hannekamp 3 p., (4) Manheim[3]) zu mittag 22 kreuzer 6 ₰., dem thurner alda 25 ₰., (2) zu Donawehrt 2 p. 9 ₰., dem sattler alda 38 ₰., (2) zu Wescheldorff[4]) zu nacht 9 p. 12 ₰., (4) zu Augfpurg den poten für mein velles[5]) zu füren 1 fl., item fur das mittagmal 25 kr., dem Sattler, den der sattel mitten voneinander war 6 p., (6) zu Landfperg zu nacht 11 p. 8 ₰., (4) zu Schauingen[6]) für die malzeit 25 kr. 8 ₰., dem glaiter alda fur die malzeit und lhon 18 kr. 8 ₰., (4) zu Ammergaw zu nacht 38 kr. 8 ₰., (4) zu Mittewaldt 26 kr. 12 ₰., (4) zu Zürla[7]) zu nacht 44 kr., (4) zu Matra[8]) zu mittag 24 kr., (4) zu Stertzlingen zu nacht 36 kr., (4) zu Brüxen zu mittag 22 kr., (5) zu Atzlwang zu nacht 46 kr., (3) zu Bozna zu mittag 25 kr., dem schmidt alda für eisen aufzuschlagen 10 kr., (4) zu Salurna 51 kr., (5) zu Perßn[9]) zu mittag 29 kr., (4) zu Burg[10]) zu nacht 42 kr., dem zollner 3 kr., (4) zu Zißmung[11]) zu mittag 24 kr., (4) zu Schkalingien(?) 12 p., (3) zu Casselfrancken[12]) 6 p., (4) zu Master[13]) den schifman biß gen Venedig 40 schil., dem poten zu venedig 3 fl., das zeughauß zu Venedig zu sehen 20 schil., des hertzogen pallast zu sehen 20 schil., den thurn zu s. Marx zu sehen 8 schil., für ein drunck malvasier 7 schil., dem schiffman für mich und noch ein tolmetschen biß gen Master[13]) zu faren alda zu meinem roß zu sehen 8 schil., für die malzeit für zwen 52 schil., wider gen Venedig zu faren 10 schil., dem tol-

1) Statt patzen wird künftig p. gesetzt. 2) In der Folge lassen wir die Bezeichnung »meilen« bei der eingeklammerten Zahl weg, welche immer die Entfernung des vorstehenden von dem nachstehenden Orte angibt. 3) Monheim. 4) Wol Westendorf, B.-A. Wertingen. Im Munde der schwäbischen Bevölkerung mag der Name des Ortes Behaim so geklungen haben, wie er ihn niederschrieb. 5) Felleisen. 6) Soll wol Schongau heissen. 7) Zirl am Inn. 8) Matrey. 9) Pergine. 10) Borgo, die letzte von Behaim erwähnte Ortschaft in Südtirol. 11) Cismon (Italien). 12) Castelfranco. 13) Mestre.

metschen ein drinkgelt 2 p., dem poten für ein brief 12 schil., überal armen leuten spendirt 3 p., summa in allen 19 fl. 3 schil. 25 ₰.

Das mir hie an der rechnung noch mangelt, so wiß, das ich an den Nurnbergischen 3 verloren im Schwabenland, dan wo 1 kreuzer stehet, hab 6 ₰ mussen geben, diweil es weise müntz ist. im Welschland gilt 1 fl. 90 schilling und (ist) 1 irer 2 ₰ werdt. darumb verstehe ich noch nicht die recht collation mit dem welschen und deutschen gelt«.

Wie lange Behaim zu seiner Reise gebraucht hat, geht aus seinen Aufzeichnungen leider nicht hervor. Er sagt nur bei acht Orten, dafs er über Nacht geblieben ist, das letzte mal zu Borgo; aber sicher hat er auch noch nachher, vielleicht auch schon vorher in Salurn, Nachtquartier genommen. Es kämen also auf die Reise bis nach Mestre, von wo an er wol das Schiff benützte, im ganzen eilf Tage.

Behaim sagt zum Schlusse seiner Rechnung »darumb verstehe ich noch nicht die recht collation mit dem welschen und deutschen gelt.« Uns kommt dies auch so vor; denn wenn wir die von Behaim angesetzten Beträge zusammenzählen und den Gulden zu 15 Batzen, den Batzen zu 4 Kreuzer, den Kreuzer zu 4 Pfennig und nach Behaim den Gulden zu 90 Schilling und den Schilling zu 2 Pfennig rechnen, so bringen wir an Reisekosten 18 fl. 40 Kr. 1 ₰ und 87 Schilling heraus, also mehr wie Behaim. Wo die Differenz liegt, wissen wir nicht, denn, wenn wir für die in Schwaben verausgabten Kreuzer 6 statt 4 Pfennig rechnen wollen, so ergibt sich eine noch höhere Summe.

Nürnberg. Hans Bösch.

Eiserner Thürklopfer des 18. Jahrhunderts.

(Hiezu Tafel I.)

Zu den werthvollsten Erzeugnissen der Schmiedekunst des 18. Jahrhunderts im germanischen Museum gehört der auf der beiliegenden Tafel abgebildete, eiserne Thürklopfer (A. 1161), eines der wenigen Stücke Schlosserarbeiten, deren Verfertiger bekannt ist. Er gelangte im Jahre 1872 nebst Thürschlofs, Drücker und Schlüsselschild als Geschenk des Schlossermeisters und oberen Zunftdeputierten G. A. Böckel in Kassel an das Museum, der ihm als ein Meisterstück eines Vorfahren, des Hofschlossers J. Chr. Böckel in Kassel, vom Jahre 1729 bezeichnete. Der aufserordentlich reiche Thürklopfer besteht aus der durchbrochenen Unterplatte von kunstvoll getriebenem Bleche, die schon ursprünglich in zwei Teilen angefertigt wurde, und dem darauf befestigten Klopfer, bestehend aus einem Piedestal mit einer Büste, in dessen Sockel sich das Scharnier des eigentlichen Klopfers bewegt, der durch zwei an eine Maske gekettete ornamentirte Hunde, darunter ein Frauenkopf, nicht minder reich wie die Unterplatte geschmückt ist. Durch die Befestigung des Piedestals auf die Unterlage ist die Verbindung mit dieser hergestellt. Das Piedestal mit der Büste und der eigentliche Klopfer sind in Eisen gegossen, der Gufs aber sorgfältig überarbeitet. Die Höhe der ganzen Arbeit beträgt 69 cm., die Breite 44,8 cm. Die hübsche Abbildung verdanken wir der Güte des hiesigen Bayerischen Gewerbemuseums.

Nürnberg. Hans Bösch.

Eiserner Thürklopfer des 18. Jahrhunderts.

Die Madonna vom Wohnhause des Veit Stofs.

Die zwanzig Jahre, die Veit Stofs mit einer kurzen Unterbrechung in Krakau thätig war, brachte diesem nicht nur viele Ehren ein — 1484 wurde ihm seiner »Tugend und Kunst willen« das Bürgerrecht der Stadt Krakau verliehen und 1495, ein Jahr vor seiner Abreise, wird er in den Krakauer Stadtakten als »magister mechanicorum« aufgeführt —, sondern verhalfen ihm auch zu einem ansehnlichen Vermögen, so dafs er sich, nachdem er 1497 zum zweitenmale geheiratet hatte, in der Lage sah, im Jahre 1499 von den Häusern der ein Jahr vorher aus Nürnberg vertriebenen Juden »des alten Mair Johels« Haus, als eines der gröfsten, um den Preis von 800 fl. rh. zu kaufen. Das an der Ecke der Wunderburggasse und des Prechtelsgäfschens gelegene Haus besteht noch heute und trägt die alte Hausnummer S. 939. Möglicherweise gehörte damals auch das daranstofsende Anwesen S. 940 dazu. Das Haus ist unansehnlich und ziemlich schmucklos. Herrn Professor Fr. Wanderers Hand verdanken wir die hübsche Darstellung des Hauses, nach seinem jetzigen Aussehen, am Schlusse dieses Artikels. Die einzige Zierde bildete bis vor Kurzem ein an der Ecke angebrachtes Madonnenbild, das aber durch vielfachen Ölfarbenanstrich so unscheinbar geworden war, dafs nur der geschulte Blick die unter der Verhüllung verborgene Schönheit entdeckte. Als vor einigen Jahren das Haus in neue Hände überging, bot der nunmehrige Besitzer die Madonna zum Kaufe aus; der Stiftung zur Erhaltung Nürnberger Kunstwerke gelang es, das Schnitzwerk zu erwerben. Sie ging aber auch die Verpflichtung ein, eine getreue Kopie herstellen und als ihr Eigentum an dem Hause anbringen zu lassen, damit die äufsere Erscheinung des Hauses nichts von ihrem Charakter verliere, während das Original im germanischen Museum aufgestellt wurde. Hier ward es von seinen Übermalungen befreit und entpuppte sich als ein Meisterwerk, das keinen anderen als Deutschlands gröfsten Bildschnitzer, Veit Stofs, zum Urheber haben kann. Der im vierzehnten Jahrhunderte aufkommenden und im fünfzehnten in Nürnberg allgemeiner Brauch werdenden Sitte folgend, hat der Meister die Ecke seines Hauses mit dem Bilde Derjenigen geschmückt, in deren Schutz er sich und die Seinen stellte, und die ebenso frische wie feine Ausführung des Werkes läfst darauf schliefsen, dafs wir eine durchaus eigenhändige Arbeit von ihm vor uns haben. Die notwendige Restauration der Figur wird unter Professor Fr. Wanderers Leitung von Bildhauer Gg. Leistner ausgeführt; letzterer wurde auch mit der Herstellung der Kopie betraut.

Die Zahl der mit Sicherheit als Stofsisch beglaubigten Arbeiten ist eine verhältnismäfsig geringe. Die grofse Masse der früher unter seinem Namen vereinigten Schnitzwerke hat die Stilkritik schon in verschiedene Gruppen auseinandergelegt, aber um ein kritisches Verzeichnis der Stofsischen Werke aufzustellen, haben wir noch zu wenig Anhaltspunkte. Zwar sind durch seine beiden Hauptwerke, den um 1480 geschaffenen Marienaltar in Krakau und den im Jahre 1518 ausgeführten englischen Grufs in der Lorenzkirche zu Nürnberg, zwei wichtige Punkte gegeben, doch liegen diese, eine fast vierzigjährige Thätigkeit in sich schliefsenden Punkte, zu weit auseinander, um zu einer zuverlässigen und sicheren Orientierung zu dienen. Andere datierbare Werke sind

die nach seinen Entwürfen ausgeführten Steinreliefe in der Sebalduskirche vom Jahre 1499 und das in derselben Kirche befindliche Kruzifix mit Maria und Jo-

hannes vom Jahre 1526, das die letzte Arbeit des angeblich im fünfundneunzigsten Lebensjahre 1533 verstorbenen Meisters sein soll. Im übrigen liegt die Chronologie der Stofsischen Werke noch ganz im Argen. Ein Vergleich des Krakauer Altares mit dem Englischen Grufse läfst auf eine Entwicklung von Sturm und

Drang zu Ruhe und Abklärung schliefsen. Wie uns Melanchthon von Dürer berichtet, dafs dieser als Jüngling die bunten und vielgestaltigen Bilder geliebt und bei der Betrachtung seiner eigenen Werke die Mannigfaltigkeit eines Bildes besonders bewundert, dann aber als älterer Mann begonnen habe, die Natur zu beobachten und deren ursprüngliches Antlitz nachzubilden, und erkannt habe, dafs diese Einfachheit der Kunst höchste Zierde sei, so wird es auch Veit Stofs ergangen sein. Deutlich nehmen wir in seinen Werken ein gewaltiges Ringen einer zwiespältigen Natur wahr, die, von gesundem und trotzigem Naturgefühl erfüllt, mit den alten Idealen gebrochen hat, zugleich aber bemüht ist, auf dem Grunde der Natur eine neue Idealwelt aufzubauen. Das war ja überhaupt das Streben und Ziel jener Tage, das ist es ja, was der gewaltigen Renaissancebewegung in Deutschland wie in Italien das eigentliche Gepräge verleiht. Will man unter den italienischen Meistern einen nennen, der mit Veit Stofs verglichen werden kann, so ist es der gewaltige Donatello, nur dafs diesem neben der Natur die von ihm mit seltenem Eifer studierte Antike als Führerin diente und seinem unbändigen Naturgefühle die ideale und zugleich monumentale Richtung gab, während für jenen nur die Gestalten der alten heimischen Kunst, mit denen er sich selbst im Widerspruch befand, das Ideal darstellten, das zwar nicht nachzuahmen sei, aber durch tiefes Eindringen in die Natur wieder zu gewinnen sein müsse. »Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reifsen, der hat sie«. Wenige Meister jener Tage haben so ganz in dem Sinne, der in diesem tiefsinnigen Ausspruche Dürers steckt, gearbeitet, wie Veit Stofs. Die Art, wie er die Natur künstlerisch zu bezwingen suchte, gleicht in der That einem gewaltsamen Herausreifsen. Aber durch die Gewalt, durch die Unruhe und den Drang nach neuer Formgestaltung hindurch ringt sich ein tiefes, aus einem nach Frieden und Klarheit sich sehnenden Gemüte entsprungenes Gefühl empor, das uns mächtig bewegt. Wir empfinden, dafs hier der Geist Herr geworden ist über die Leidenschaften, und indem er es that, das Schöne zeugte. Das ist es, was den von einigen wegen ihrer Innigkeit und Zartheit der Empfindung gepriesenen, von anderen wegen der unruhigen Bewegtheit und des krassen Naturalismus verschrieenen Schöpfungen des Veit Stofs ihre Bedeutung verleiht, das ist es, was das von seinem Hause stammende Marienbild zu einem so anziehenden Werke macht.

Der Kopf der Maria ist kein Idealtypus, sondern reich an individuellen Eigentümlichkeiten und es dürfte nicht schwer gewesen sein, sein Vorbild unter den Nürnberger Bürgerinnen zu finden, ebenso pulsiert ein warmes Leben in dem mit einer Hand das Füfschen umklammernden und mit der anderen eine grofse Birne haltenden Jesusknaben, und auch die Hände der Madonna sind von grofser Naturlebendigkeit. Auch spielt, gerade so wie bei den Werken Donatellos, ich erinnere nur an den hl. Petrus in Or San Micchele zu Florenz, der Zufall in der reichen Drapierung des Gewandes eine grofse Rolle und hat der Meister hier, wie in der Mehrzahl seiner Werke, in der Wiedergabe des zufälligen, unruhigen Gefältels und Geknitters förmlich geschwelgt, aber daneben, welche Grofszügigkeit und welcher Schwung der Linie, welche Hoheit und Anmut zugleich in der Haltung der zarten Gestalt, die mit ihren schmalen Schultern so recht minnig und jungfräulich erscheint, und trotz der Bewegtheit einzelner Partien, welch' ruhige Geschlossenheit der Gesamtkomposition. Und merkwürdig,

das uns bei der Betrachtung der Einzelheiten so nürnbergisch bürgerlich anmutende, vom niederwallenden Lockenhaar umrahmte Haupt kann doch nur das der Madonna sein, das würdig ist, die stattliche Krone zu tragen, und das mit ihr zu einer so schönen Gruppe vereinigte Kind kann doch niemand anders sein als das Jesuskindlein, vor dem die heil. drei Könige sich beugten. Und jenes unruhige Gefältel, möchten wir es missen, oder dient es nicht vielmehr dazu, durch Kontrastwirkung den Eindruck ruhiger Klarheit und schöner Harmonie, den das Werk in uns hervorruft, zu verstärken? Als besondere Eigentümlichkeit sind noch die aus Zinn gegossenen Sterne zu erwähnen, die als anmutiger Schmuck über den Mantel verstreut sind.

Wann das Werk entstanden ist, wissen wir nicht, doch steht der Annahme nichts im Wege, dafs es jenen Tagen angehört, da der Meister sein Haus bezog, also seiner mittleren Kunstperiode. In bezug auf seinen künstlerischen Charakter hält es auch so ziemlich die Mitte zwischen der unruhigen Hast des Krakauer Marienaltares und der ruhigen Klarheit des Englischen Grufses.

Nürnberg. Dr. Paul Johannes Rée.

Disziplin im dreifsigjährigen Kriege.

(Aus dem Archive der Reichsstadt Windsheim.)

In seiner Geschichte Wallensteins stellt Ranke an einschlagender Stelle die mannigfachen Gegensätze dar, welche zwischen den Absichten Wallensteins als kaiserlichen Heerführers und der katholischen Liga bestanden. Von Wichtigkeit ist in dieser Beziehung der auf Beschlufs der Liga im September und Oktober des Jahres 1627 zu Mühlhausen abgehaltene Kollegialtag der Kurfürsten. Die Proposition, sagt Ranke, betraf die Abstellung der Gewaltthaten, welche die undisziplinierte Soldateska im Reich allenthalben verübe. Mit einer gewissen Beredsamkeit beklagte der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, dafs der Krieg infolge der Werbungen, Durchzüge und schweren Kontributionen Deutschland ganz und gar zu veröden drohe. Er hütete sich sehr, blofs von Wallenstein und den kaiserlichen Völkern zu sprechen, obschon die auf dem Kollegialtag überlegene katholische Majorität ihre Proposition direkt gegen Wallenstein gerichtet hatte. Aber gegen den General der Liga, Tilly, liefen nicht weniger laute und begründete Beschwerden ein, als gegen den kaiserlichen Heerführer. Vollkommen kam daher die Liga in Mühlhausen nicht zu ihrem Zwecke. Zu einer eigentlichen Mission gegen Wallenstein entschlossen sich die Kurfürsten nicht. Sie begnügten sich mit ermahnenden Schreiben an die beiden Generale und einer schriftlichen Vorstellung an den Kaiser über die dringende Notwendigkeit einer Abhilfe der unerträglichen Beschwerden. In dem Schreiben an Friedland bemerkte man einige Drohworte. Die brandenburgischen Gesandten forderten die Weglassung derselben, denn sie würden den General nur noch mehr aufreizen.

Unter dem in obiger Darstellung Rankes aufgestellten Gesichtspunkte mögen einige kleine Aktenstücke der Beachtung nicht unwert erscheinen, welche sich, vereinzelt und ohne geschlossenen Zusammenhang, in einem die Ereignisse des dreifsigjährigen Krieges und zwar der Jahre 1616—1635 betreffenden Faszikel des Windsheimer Archives im germanischen Museum finden.

Das erste Stück ist die Kopie eines Schreibens, welches Wallenstein aus seinem Hauptquartiere Dömitz an Don Verdugo richtet und welches schon vor den Kollegialtag zu Mühlhausen fällt. Wir geben es mit der Aufschrift:

»Copia herzogen zu Friedland schreibens an don Guilelmo Verdugo de dato Dömnitz den 30. aug. 1627. Wolgeborner etc. Wiewol der herr ein geraume zeit zu seinen werbungen gehabt und er dahero mit dem volk gar wol hat aufkommen können, als wurdet der herr ohn ferneren verzug sein volk, wenngleich die regimenter nicht complet, mustern, den ersten monatsold, weiln er solchen versprochen, selbst hergeben, und das volk dahin, wo ihme von herrn graf Wolffen von Mansfeld ordinanz geben wurdt, führen lassen. Weilen wir auch vernehmen, dafs seine officier von dem Fränkischen kreis die contribution gar vom ersten may zu extorquiren sich understehen, welches uns nicht wenig wunder nimbt, daß dasselbe volk, so ihr kay. mst. noch nie gedienet, solches begehren darf, zweifeln auch nicht, der herr werde denselbigen ernstlichen befehlen, damit sie die geldexactiones einstellen, und weder von den ständen noch von der ritterschaft einige contribution fordern, in widrigen werden die officier nit allein die geldexactiones erstatten müssen, sondern

auch wegen dieser exorbitantien ernstlich bestraft werden, verbleiben benebens etc. Geben im haubtquartier zu Dömnitz den 30 aug. 1627. Albrecht.«

Das zweite Aktenstück, ein vom 7. November 1627 aus Nürnberg datiertes Schreiben, ist ebenfalls eine Kopie[1]) und scheint ein Zeitungsausschnitt oder ein Auszug aus einem umfangreicheren Berichte oder Briefe zu sein, dem die anders woher entnommene Darstellung des Hauptereignisses inseriert ist. Unterschrieben »Catharina Johann[2]) Weinrich« zeigt das Schriftstück eine ohne Zweifel männliche Hand. Das Schreiben war vielleicht an ein Mitglied des Rates von Windsheim gerichtet. Es giebt ein anschauliches Bild sowol von der bereits eingerissenen Zügellosigkeit der Soldateska und ihrer Führer, wie von der gegen dieselbe angewandten Strenge und Handhabung der Gerechtigkeit. Auch der Stand der Offiziere schützte nicht davor, auf der Folter gereckt und gewippet zu werden.

»Endurtheil wider den obr. von Gortzenich etc. Demnach den 9. octoberis disses 1627. jahrs auf klag und antwort, auf red und widerrede, auch uf allerhand eingezogene urkundschaft, güt- als peinliche gezeugnuß und dann selbsteigenes bekant- und erkantnuß wider des profossens hochbeinliche anklag beklagter obr. von Görzenich ganz nichts der erheblichkeit rechtlicher notturft sich zu defendiren oder zu entschuldigen, vorzuwenden oder zu exculpiren[3]) weder gewusst noch gehabt.

Als ist ihme beklagten obr. von Görzenich etc. wegen seines böβlichen verübten ungehorsambs, veracht und hintansezung kays. salva guardia, auch vielfeltiger fürstl. und sines deputirten kays. herrn muester und quartir commissari, herr Johann Mezger ordinanz, allerhand insolentien, geltes extorsion, blünderungen, intentionirten straßenraubs und würklichen mord und anderen ärgerlichen übelhalten, von den herrn praesidenten general schultheiß und den herren assessorn disses unparteyischen cammerrechtens, durch urteil und recht zuerkandt und ausgesprochen worden, daß er dem profossen in seine handfeste geliefert werden solle, welcher ihme einen beichtvater, so er denselben begehrt, deme er seine sünde bekenne, reue und leid darüber verführe, des hochwürdig heyl. sacraments sich gebrauche und also sein letztes testament beschließe, beybringen, nachmalen ine obr. Görzenich dem henker überantworten,[4]) welcher ine endlichen uf einen freien platz führen und nach kays. rechten mit dem schwerd vom leben zum tod und den körper uf das rath[5]) legen, den kopf ufstecken, hinrichten[6]), also dass der körper der grössere und der kopf der kleinere teil verbleibe; wenn solches beschehen, so ist den kays. malefizkriegsrechten, alsdann ihme zu wol verdienter straf und andern zum exempel und abscheu ein benügen beschehen. Actum im veltläger oder haubtquartier von Renβburg ut supra.

Darauf ist den $\frac{4}{14}$ octoberis A.° 1627 diβ urteil im freyen feld bey Renβburg an dem obr. von Görzenich exequirt und vollstreckt worden.

---

1) Das m. p. am Schlusse kann nicht irre führen, da es von dem Abschreiber mit hinüber genommen wurde. 2) Bezeichnet wol die Ehefrau des Johann Weinrich, Namens Catharina. So unterzeichnet z. B. die Gemahlin des Balthasar Baumgartner, Magdalena, geb. Behaim, einen Brief vom 24. März 1585: Madelena Balteser Paumgartnerin. (Original im Behaimschen Archive.) 3) Im Text steht exupiren. 4) scil. soll. 5) das Rad. 6) scil. soll.

Es werden auch noch meher andere officirer in verwahrung gehalten, darvon schon theils gereckt und gewippet worden; ihren sentenz und urteil würdt die zeit auch eröffnen.

Extract us Leipzig vom 2. novemberis 1627. Alhier wurdt auch stark discurirt ein herzog von Sassen, der in gleicher tyranney als wie der obr. Görzenich überal getrieben, den hobe Röm. kays. mayst. beiden churfr. zu Mainz und Sachsen zu stroffen anheimb gestelt. Dat. Nürnberg, den 7. novemberis 1627. E. e. u. h. in ehren willige Catharina Johann Weinrich. m. p.«

Im Anschluss an diese beiden Dokumente möge ein drittes Aktenstück, demselben Faszikel entnommen, an dieser Stelle Aufnahme finden, da es, obschon späterer Zeit angehörig, nämlich vom 28. Mai datiert, doch dem Stoffe nach durchaus verwandt ist.

Es war die Zeit, in welcher die Gegner Wallensteins seine Entlassung bereits dringend von dem Kaiser forderten. Die katholischen Kurfürsten in Person und die Bevollmächtigten der protestantischen versammelten sich Ende Juni 1630 in Regensburg, wo dann auch der Kaiser mit seinem ganzen Hofe eintraf. Die Fürsten drangen hauptsächlich auf die Abstellung der Gewaltsamkeiten, durch welche alle Reichsordnungen über den Haufen geworfen wurden, namentlich der Kontributionen, wie man sie bis jetzt eintrieb, und auf die Einrichtung regelmässiger, auf die Kreise zu verteilender Leistungen, wozu dann ein einheitliches Kriegsdirektorium notwendig sei. Alle diese Klagen zielten gegen Wallenstein, der schlechterdings von dem Kriegsdirektorium entfernt werden sollte. Er war, in der Absicht, den Krieg gegen Frankreich vorzubereiten, nach Memmingen gekommen und erließ von dort aus seine militärischen Befehle.

Die nachfolgende Ordonanz, die auf Wallensteins Befehl erlassen wurde, bewegt sich in den von den Kurfürsten geltend gemachten Tendenzen. Die Wirkung, die sie an ihrer Stelle ausüben konnte, war aber nicht mehr imstande, den Gang der Ereignisse, der zunächst zur Abdankung Wallensteins führte, zu hemmen. Dennoch entbehrt das Schriftstück, ebenfalls Kopie, nicht des historischen Interesses. Es hat folgenden Wortlaut:

»Nachdem die fürsten und stände des löblichen Schwäbischen crayszes bey ihr fr. gn. herrn generaln etc. herzogen zue Mechelburg, Fridtlandt und Sagan etc. sich über die vorgehendte exorbitantien der kayßerlichen soldatesca zum höchsten beclaget, also haben ihr f. gn. mir mit ernst befohlen, solches zue remedijon, auch damit sich keiner der unwissenheit zu entschuldigen habe, gnedig bevohlen, den fürsten und ständen diese ordinanz offen zu ertheilen, und ihnen zuzustellen, darmit sie solche den durchziehenden officirern könten vorweisen und sie sich darnach zu richten hätten, dann i. fr. gn. entlich entschlossen, da defswegen einige gegründte clag ferner ihr fürkommen sollte, daß sie auf solchen fall die befehlshaber mit so ernstlicher straff ansehen wollen, darmit sich künftig ein anderer davon zu spiegeln haben werde, deßwegen sich ein jeder vor schaden und ungelegenheit zu hüeten wissen wirdt.

Erstlich daß sich ein jeder mit der verordneten commiss soll vergnügen lassen und durchaus weder hohe noch niedere officirs viel weniger die gemeine soldaten etwas weiters, unter was schein es auch beschehen kan, begeren sollen.

Man soll auch weder obristen noch andern officiren außer was täglich in der ordinanz deputirt, weder tafel zu halten, oder vor dasselbe, wie bisher von etlichen begert worden, also vors confect, noch anders den geringsten heller noch das commissgeld nit geben, derentwegen sich keiner gelusten lasse, solches von fürsten oder ständen zu begehren.

Ferners da auch ein oder der ander officir zum andern zu gast gieng, soll ihme der wirth, bei dem er losiert, wegen seiner absents durchaus vor den costen noch anders zu geben nichts schuldig sein.

Item befellen ihr fr. gn. ernstlich, daß man insonderheit vor die abwesende officirs oder soldaten uf der marché weder in vivers noch gelt nichts, sondern allein vor ihre diener, so gegenwärtig, die verordnete proviandt liefern sollen.

Da auch ein oder der ander soldat von den bauren oder unterthanen, under was schein es geschehen kan, gelt heraus zu pressen sich unterstündte, und da solches dem officir geclagt, wer die erstattung nit alsbald thun lassen würde, dessen nahmen soll man ihr fr. gn. oder mir alsobald zuschicken, so wollen sie wissen, gegen einen solchen zu verfahren.

Ingleichen da sich auch ein oder der ander unterstünde an heusern und fänstern, öfen, kisten und kasten zerschlagen, aufzubrechen oder wegzunemen, sollen die ständ und unterthanen es den befehlshabern und commandirenden derselben compagni anzeigen und clagen, würdt er nit alsobald solches alles widerumb bezahlen, befehlen ihr fr. gn. solchen officir zur straf ihr nahmhaft zu machen.

Wofern man aber einen oder den andern zum officirn zu clagen und selbst mit ihnen zu reden, durch die schildwachten oder sonsten nicht lassen, sondern verhindern wolte, so soll man es einen als den andern weg ihr fr. gn. avisiren, wollen sie dann solchen befehlshaber dessen und der excess halben wissen zu strafen.

Insonderheit da einer oder der ander, er sei hoch oder gemeiner officir und soldat, einen ihr mayt. ihnen verordneten pladts-commissarien oder den von den ständen geordneten den gebürenden respect entziehe, mit worten oder werken, solchen wollen ihre fr. gn. ohne begnadigung ernstlich strafen.

Es soll auch kein officir sich unterstehen, einen unterthanen umb was ursach es auch sey, gefenklich oder mit gewalt mit sich zu führen, sondern da er etwas zu fordern oder an die statt und unterthanen zue sprechen, solle er ordentlich an gehörigen orten clagen, den soll man alsdann nach befindung der sachen zu seinen rechten behülflich sein.

Wegen des vorspanns, so soll ein jeglicher officir bey ernstlicher straf seine eigene pferd gebrauchen, da es aber ja die noth wegen fortbringung der kranken erforderte, daß man etliche vorspann und wägen haben müsste, so soll man ufs höchst und mehrers nit, als 4 wägen uf ein compagnia geben, aber sonsten vor den befehlshabern wegen ganz keine vorspannpferd.

Da auch einer oder der ander ein oder mehr vorspannpferd behielte, und solches nit alsobald er ins quartier kommen, wider erstattete: so soll der commandirende officir derselben compagni angezeigt und mit ihrer fr. gn. herrn generaln etc. ernstlicher straf angesehen werden.

Es soll sich auch keiner understehen, die arme leut, so den vorspann hergeben oder selbsten mitfahren, zu schlagen oder etwas abzufordern, sondern sie ohne hindernuss mit gueten worten zurücklassen,

Da nun wider diese jetzt erzehlte puncten viel oder wenig clagen einkommen solten, wollen ihr fr. gn. solches keineswegs ungestraft lassen hingehen, er sey auch wer da wolle, deswegen sich ein jeder wol vorzusehen und zu hüeten hat. Massen aus empfangenen gnedigen befelch ich solche ordinanz verfertigen sollen, Memmingen, den 28. iunii A° 1630.

Röm: kay: may: kriegsrath und bestellter obrister, (L. S.) Wolff Rudolph v. Ossa.«

Nürnberg. R. Schmidt.

Register zum Jahrgang 1892

der

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum.

Beckenhauben 30 ff.
Behaim, Paulus, aus dessen Ehehaltenbüchern 86 ff.
Dienstboten: zur Geschichte ders. 86 ff.
Disziplin im dreifsigjähr. Kriege 109 ff.
Ehehaltenbücher des Paulus Behaim 86 ff.
Eisenhüte 46 ff.
Eisenarbeit: Thürklopfer des 18. Jahrh. 104.
Frage nach Hans Sachs' Quellen und Stoffen 97 ff.
Gabel: zur Gesch. ders. 13 f.
Gevatterbriefe an die Reichsstadt Windsheim 93 ff.
Hauben von Eisen 74 ff.
Helme vom 12. bis 16. Jahrh. 25 ff.
Karneval: studentische Schlittenfahrten 17 ff.
Kosten einer Reise von Nürnberg nach Venedig 1581 103 f.
Krieg, dreifsigjähriger: Disziplin in dems. 109 ff.
Madonna vom Wohnhause des Veit Stofs 105 ff.
Nürnberg: Reise nach Venedig 103.
— Rothschmied das. 102.
Reise von Nürnberg nach Venedig 103.
Rotschmied Jakob Weinmann 102.
Sachs, Hans: zur Frage nach dessen Quellen und Stoffen 97 ff.
Schallern 53 ff.
Schlittenfahrten, studentische, im Karneval 17 ff.
Serviette: zur Gesch. ders. 9 ff.
Skulpturen: Madonna von Veit Stofs 105 ff.
Stechhelme 72 ff.
Stofs, Veit: Madonna von dessen Wohnhaus 105 ff.
Studenten: Schlittenfahrten ders. im Karneval 17 ff.
Thürklopfer, eiserner, des 18. Jahrhdts. 104.
Tiroler Vemegerichtsurkunden 89 ff.
Trincierbücher des 17. Jahrhdts. 3 ff.
Turnierhelme 77 ff.
Venedig: Reise von Nürnberg dahin 103.
Vemegerichtsurkunden aus Tirol 89 ff.
Visierhelme, geschlossene 60 ff.
Weinmann, Jakob, Rothschmied 102.
Windsheim, Reichsstadt: Gevatterbriefe an dies. 93 ff.
Wolkenstein, Oswald von 89 ff.

Eiserner Thürklopfer des 18. Jahrhunderts.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00456 0328